



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

PT
4851
M4S4

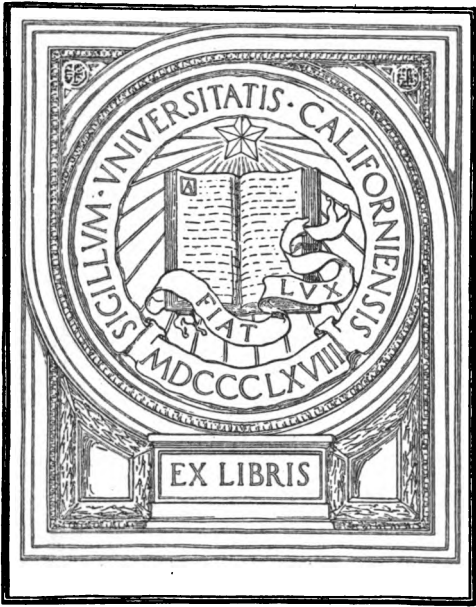
UC-NRLF



QB 485 300

Otto Bremer
14. 1. 06.

·FROM·THE·LIBRARY·OF·
·OTTO·BREMER·



EX LIBRIS



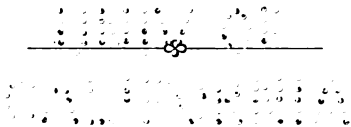
Die neu-niederdeutsche Dichtung in Mecklenburg

Von

Dr. Carl Schröder.



Sonderabdruck
aus der Halbmonatschrift *Niederfachfen*.



Niederfachfen-Verlag
Carl Schönemann, Bremen.

1904

RDPI:RB

RDPI:RB
RDPI:RB

Es ist eine in mancher Beziehung überraschende Tatsache, daß in Mecklenburg früher als in den angrenzenden Landstrichen das Niederdeutsche aufhörte die Sprache des gesamten Volkes zu sein. Die Kanzlei, die Schule und die Kirche hatten ihm die Wurzeln abgegraben. Die Kanzlei war vorangegangen: schon seit etwa 1528 finden sich, wohl unter dem Einflusse des aus einer niederlausitzischen Adelsfamilie stammenden Kanzlers Kaspar von Schönau, der das Niedersächsisch weder sprechen noch schreiben konnte, gelegentlich fürstliche Verfügungen auch an niedere Beamte in hochdeutscher Sprache; das letzte niederdeutsche Landtagsauschreiben erging „Medwedden in pinzsten anno 40“, von 1542 datieren die letzten niederdeutschen herzoglichen Reskripte. Die Polizeiordnung von diesem Jahre ist noch niederdeutsch, die nächste von 1562 schon hochdeutsch. Länger hielt sich die heimische Sprache im Gebrauch der Kirche, zumal in der Predigt und in der erbaulichen Literatur. Die Kirchenordnung von 1540 war niederdeutsch, die von 1552 erschien in hochdeutscher Sprache, aber 1557 hielt man es doch für angemessen, ihr eine niederdeutsche Übersetzung an die Seite zu stellen; bei der Revidierten Kirchenordnung von 1602 aber begegnet man keiner Hindeutung darauf, daß inzwischen die Kirchensprache hochdeutsches Gewand angelegt hatte. Der Pfarrer Nicolaus Dunczer zu Woserin, der noch 1602 seine im Jahre zuvor gehaltene „Thypredigt“ beim Begräbniß des Land- und Hofgerichtsrats Johann von Cramon in erweiterter Gestalt hatte drucken lassen, widmete 1616 dem verstorbenen Claus von Holstein auf Ankershagen einen hochdeutschen „Leichfermon“. Die letzte in Mecklenburg gehaltene niederdeutsche Leichenrede ist die des Pastors Antonius Herßberg auf den 1608 gestorbenen Bürgermeister Gregorius Zule zu Wismar. Das Rostocker Gesangbuch von 1577, das dritte und letzte der niederdeutschen Gesangbücher Mecklenburgs — das erste war das Dießche von 1525, das zweite das Joachim Glüters von 1531 —, wurde verdrängt durch Joachim Burmeisters „Psalmen = Harmonien“ von 1601. Nicolaus Gryse ließ zwar seine „Christlike Gebede und Psalme“ noch 1614 in zweiter Auflage erscheinen, aber wie die Zahl der Rostocker Drucke um jene Zeit überhaupt im Abnehmen war, so haben wir nur noch wenige aus Rostocker Offizinen hervorgegangene niederdeutsche Werke und diese waren entweder einfache Neudrucke — auch sie nicht alle mit

voller Sicherheit bezeugt; wenigstens ist z. B. von dem angeblichen Rostocker „Meinte Vos“ von 1616 bisher kein Exemplar aufgefunden — oder ihre Verfasser waren keine Mecklenburger. Es ist nicht anders: die Verwendung und Schätzung des Niederdeutschen war in der literarischen Produktion und im öffentlichen Leben seit der Mitte des 16. Jahrhunderts wie in den übrigen niederdeutschen Landschaften so auch in Mecklenburg stark im Niedergange. Schon vor dem Schlusse des Jahrhunderts blühte in Niederdeutschland das hochdeutsche Schauspiel; es ließ den heimischen Dialekt noch gelegentlich zu Worte kommen, aber meist nur für die Rüpelscenen. Zwar Jochim Schlu in seiner halb hoch-, halb niederdeutschen, 1606 erschienenen „Comödie von dem frommen, gottfürchtigen und gehorjamen Jsaac“ beschränkt den Gebrauch des Hochdeutschen auf die Stellen seines Stückes, wo schulmäßig und wo junkerhaft geredet werden soll und bedient sich des Niederdeutschen gerade in den ergreifendsten Szenen, aber das ist um jene Zeit eine vereinzeltete Erscheinung, halbwegs ein Anachronismus, denn sonst ist der Dialekt nur noch für die Vertreter der untersten Schichten des Volkes vorhanden, wie denn schon 1578 in Franz Demetzs hochdeutscher „Comoedia von Dionysii Syracusani, vnd Damonis vnd Pythiae Brüderschafft“ zwei Bauern und der Wirt, 1605 in Joachim Burmeister's gleichfalls hochdeutscher Komödie „Der geoffenbarte Christus“ die beiden Bauern Chim und Cheel plattdeutsch reden und Daniel Friderici in seinem „Tobias“ (1637) seine „vubendige Bawren, kurzweiligen Rath, vnd gemeines Gesindlein, ohn welchen allen Comoedien nicht gern seyn wollen“ sich in der Mundart bewegen läßt.

Dieses Zurückweichen des Niederdeutschen, die gelegentlich hervortretende geßiffentliche Geringschätzung und Verachtung der angeborenen Mundart ist vielfach schmerzlich empfunden worden. Nathan Chyträus glaubte in der Vorrede seines „Nomenclator latino-saxonicus“, der von 1582 bis 1659 dreizehn Auflagen erlebte, dem Niederdeutschen das Wort reden, dessen Vorzüge vor dem Hochdeutschen hervorheben zu sollen — seltsames Beginnen eines Mannes, dessen Wiege in Meuzingen bei Bretten gestanden, der zwar fast 30 Jahre in Rostock gelehrt, in seinen Schriften aber sich niemals des Niederdeutschen bedient und durch den „Nomenclator“ selbst den Beweis geliefert hatte, wie wenig er in den Geist der niederdeutschen Sprache eingedrungen war. Viel ernsthafter war der von Johann Laubernberg im vierten seiner „Scherzgedichte“ (1652) unternommene, von

leidenschaftlicher Liebe zu seiner „Muttersprache“ getragene Versuch einer reaktionären Bewegung; dieselbe Gesinnung klingt noch 1704 wieder in des aus Tondern gebürtigen, seit 1701 in Rostock studierenden Bernhard Raupach Dissertation „De linguae Saxoniae inferioris neglectu atque contemtu injusto. Von unbilliger Verachtung der plat-teutschen Sprache“. Aber die noch so gut gemeinten Bemühungen einzelner vermochten doch an der Tatsache nichts zu ändern, daß im ganzen und großen im amtlichen Verkehr wie in Schule und Kirche das Hochdeutsche die Herrschaft angetreten hatte.

Aber doch wohl nur auf diesen Gebieten. Wenn Raupach klagt, daß die plattdeutsche Sprache trotz ihrer Zierlichkeit, Anmut und Fülle aus öffentlichen Reden, Predigten, Hochzeits- und Leichengedichten verbannt sei und ihren Aufenthalt in elenden Bauernhütten suchen müsse; wenn er voraussetzen zu können glaubt, daß sie, dem Haffe, der Verachtung, dem Gelächter preisgegeben, in der Folgezeit ganz verschwinden werde, so sind wir geneigt, ihn der Übertreibung zu bezichtigen und wissen jetzt, daß er ein falscher Prophet gewesen ist. Es ist nicht anzunehmen, daß selbst den Gebildetsten des Volkes das Niederdeutsche fremd oder gar unverständlich geworden wäre. Wir dürfen vielmehr glauben, daß im gesellschaftlichen Verkehr, wenn auch nicht der höchsten Stände und der Gelehrten, so doch der bürgerlichen Kreise, vom Landvolke zu schweigen, die Mundart ihre Rechte behauptete. Wenn uns aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts von Bremen bezeugt wird, daß dort Hochdeutsch zwar die Sprache des Gottesdienstes und des brieflichen Verkehrs war, Niederdeutsch aber die Umgangssprache trotz des völligen Fehlens mundartlicher Literatur, so können wir wohl glauben, daß es in den Städten Mecklenburgs ähnlich stand. Auch hier wird, obwohl es an bestimmten Zeugnissen fehlt, die Predigt hochdeutsch gewesen sein, und nicht bloß in den Städten, sondern auch auf den Dörfern; daß Johann Wichmann, der 1705—47 Pastor in Zapel bei Crivitz war, vielfach plattdeutsch predigte, wurde schon damals als Kuriosität angesehen. Und auch in Mecklenburg war wohl die Sprache des vertraulichen Verkehrs in bürgerlichen Kreisen das Plattdeutsche und in gehobener Stimmung, bei festlichen Gelegenheiten wird manches plattdeutsche Lied entstanden sein. Auf uns gekommen ist freilich aus dem ganzen Jahrhundert, welches auf Laurembergs „Scherzgedichte“ folgte, fast nichts Niederdeutsches: nur ein Hochzeitsgedicht aus Hagenow vom Jahre 1708, dessen verhältnismäßig zahmer Inhalt vorteilhaft ab-

sticht von dem in der Regel bis zur Unflätigkeit verben Ton anderer Hochzeitsgedichte jener Zeit, und „De eenföldige Schnack van Chim den Fürsten-Buhren un eene ghycke Antwort van Hansen eenes Junkers Umerdähnen“ (o. D. 1719) von dem 1746 gestorbenen Hans Albrecht von Plüskow auf Belitz — langatmige strophische Zwieselsprache der beiden Bauern über die Streitigkeiten des Herzogs Karl Leopold mit der Ritterschaft. Aber die neuere Blüte der niederdeutschen Literatur wäre unbegreiflich, wenn mit dem Aufkommen der Literatursprache die Mundart ganz vernichtet worden wäre.

Der erste Mecklenburger, der in seinen Gedichten dem Niederdeutschen wieder einen Platz gönnte und es mit bewußter Absicht über das Niveau des Gelegenheitsgedichtes hinaus hob, war Johann Heinrich Voss: von seinen Idyllen sind zwei, „De Winterabend“ (1776) und „De Geldhapers“ (1777), im feierlichen Gewande des Hexameters einherstolzierend, niederdeutsch, ein in die erste eingeflochtenes Lied ist nach des Dichters eigener Angabe „nach einem mecklenburgischen Volksliede gemacht“. Aber Voss verdirbt sich selbst die beabsichtigte Wirkung durch eine philologische Schrulle. „Ich habe versucht“, sagt er in den Anmerkungen zum „Winterabend“, „die reiche und wohl-lautende Sassenprache nach den Regeln, wie sie bis zu unseren Eltervätern vor Gericht, auf der Kanzel und in gebildetem Umgange gehört, und in geistlichen und weltlichen Büchern gelesen wird, richtig und mit Auswahl zu behandeln. Man erwarte also hier kein verwahrlosetes Plattdeutsch, aus dem niedrigen Leben aufgerafft, noch weniger ein Plattdeutsch der besonderen Mundart in Holstein, in Mecklenburg, in Westfalen, oder wo sonst unsere Sprache zu eigentümlicher Sprechung ausartete. . . . Mein Wunsch war, mit Vermeidung zu alter Worte und Fügungen, einen schüchternen Nachhall der sassischen Buchsprache zu wagen, die von allen Niederdeutschen zum öffentlichen Vortrag gebraucht wurde und neben der hochdeutschen, als sanftere Schwester, fortzublühen verdient hätte. Gelingen wäre der Versuch, wenn sowohl der Pommer als der Bremer das Vorgelesene bis auf weniges verstünde, und auch der Holsteiner sich einbildete, daß man einige Meilen entfernt so spräche. Bei dergleichen Sittengemälden niedersächsischer Landleute schien der Gebrauch ihrer Muttersprache desto zulässiger, da viele Ausdrücke den Sitten so völlig gemäß sind, daß sie der Hochdeutsche nur geschwächt und in fremdem Tone wiederzugeben vermag.“ Aber der Versuch mißlang und mußte mißlingen. Dadurch, daß der Dichter einer

bestimmten landschaftlichen Gestaltung des Niederdeutschen geüffentlich aus dem Wege geht, vielmehr bald von den gesprochenen Mundarten Mecklenburgs, Hamburgs, Holsteins, bald von der niederdeutschen Bückersprache sich Beiträge liefern läßt, entsteht ein befremdlicher Mischmasch, eine durchaus gekünstelte Sprache, die niemanden anheimeln kann und von der gewollten vollen und unmittelbaren Naturfrische himmelweit entfernt ist.

Die Lokalfarbe, die wir an Bossens Idyllen vermissen, finden wir in wohlthuender Weise bei seinem Zeitgenossen Diederich Georg Babst, der 1741 in Schwerin geboren wurde und 1800 zu Rostock als Sekretär des zweiten Quartiers der repräsentierenden Bürgerschaft starb. Babst schrieb seine Gedichte, denen er den Titel gab: „Allerhand schnaafsche Saken tum Tietverbriew“, in der ungekünstelten Sprache des gemeinen Mannes seiner Heimat und seiner Zeit:

So asß wie im gemeenen Lewen
Nu spreken noch,

im Bewußtsein, damit etwas Ungewöhnliches zu tun:

Ja heb dat Glück, datt diß Art Böter
Fast gar nich sünd.

Als Dichter von Profession sich zu geben, lag ihm fern:

Watt id hier un dar henschrewen,
Deed id blot ut Schnaderie,

sagt er, meint aber immerhin, daß seine Verse manch Einem behagen und sein Andenken lebendig erhalten können: „un an mie ward doch noch dacht“. Den Grundzug seiner nicht zahlreichen lyrischen Gedichte bildet eine etwas spießbürgerlich angehauchte stille Bergnüglichkeit, eine herzliche Freude an der Natur und ein frommer Sinn. Daß er in beschränkten Verhältnissen lebt, irrt den Dichter nicht:

Heb id di ool dat nich by Schepeln,
Bün id tofreeben ool by Lepeln,
Dat is mien Fact!

sagt er gleichmütig.

Nich all, wat schient — wenn't ool up Königsthronen —
Is Gold! Ehn jeder het sien Deel!
Denn awers dreg't de allerrieksten Kronen,
Wenn in mien Liew ehn gode Seel!

heißt es an einer anderen Stelle. Ein fröhliches Herz ist ihm die Hauptsache: Gott gew uns man ehn fröhlich Hart! Ja tusch mit lehnem Minschen.
Ja will't ehn jeden wünschen. Ja weet, dat he mien Wader is,
Ja seg't in siene Gegenwart: Un finn min Glück ool ganz gewiß.

Babitz beschreibende und erzählende Dichtungen sind von behaglicher Breite und nicht ohne einen Anflug von Humor. Von besonderem Interesse sind unter ihnen diejenigen, deren Thema Rostocker Zustände oder Begebenheiten bilden: wenn er „De Fischers ehre Häglichkeit“ schildert, vom „Schwaanschen Kolen“, von den „Rostockischen Dregeren“, vom „Rostocker Bier“ redet, „De Warnminner“ oder „De Schlädenfohrt“ der Studenten beschreibt, „De Rostocker Mahdsherrwahl na ollen Schmad“, eine Rostocker Doktorpromotion u. dgl. darstellt oder gar in „Schriewels von ehnem Recruten an sine Greth up den Lande“ den „Intog, den unser Herr Herzog Friederich Franz mit sine leewe Fru Gemahlin Louise to Rostock gehollen“ (8. Mai 1788) und „De fürstliche Peter un Bagel, aß de leewe Herzog Friederich Franz süllwest de Fischers up den Brof besöken deed“ (am Peter-Paulstag 1797) erzählt — da ist er in seinem rechten Fahrwasser und da hören wir ihm auch heute noch gern zu.

Im Lande selbst haben Babitz Dichtungen viel Anklang gefunden, wie die mehrfachen Ausgaben beweisen. Ob sie weit über Mecklenburgs Grenzen hinaus gelesen worden sind, darf bezweifelt werden. Immerhin ist es von Interesse, daß Goethe, der „durch Freundes Güte“ — d. h. durch den späteren Vizekanzler der Rostocker Universität, von Both — ein Exemplar erhielt, von ihnen Kenntnis nahm und ihnen Anerkennung zollte. Goethe zählt Babitz den „Naturpoeten“ zu, findet unter den Gedichten „mehrere höchst anmutig“ und schließt seine Erwähnung unseres Dichters mit den Worten: „Ergötzlich ist es zu sehen, wie ein Mann, in dem bürgerlichen Wesen selbst befangen, sich durch geniale Betrachtung darüber erhebt, und dasjenige, was wir sonst als Philisterei, Bockbeutel, Schlendrian und alberne Stodung zu verachten pflegen, in seiner natürlichen, anmutigen Notwendigkeit sehen läßt, und uns solche beschränkte Zustände dulden, schätzen und lieben lehrt.“

Babitz fand zunächst wenig Nachfolge; mit Recht konnte sein Sohn, der 1812 eine Auswahl von seines Vaters Gedichten herausgab, im „Jngang“ sagen:

Ehn pladdüttich Boof to unsen Tieden
Dat is wat nahr.

Fast schüchtern mischte A. Wilke (geb. 1771 zu Grabow, wo er später eine Privatnabenschule errichtete und 1814 starb) unter seine hübschen „scherzhaften Erzählungen und Idyllen“ (Grabow 1812) auch einige zuvor in den „Rapeburger literarischen Blättern“ abgedruckte plattdeutsche („De Ersparniß“, „De Harke“, „De Mahn in Paris“, „De

Undererbschen"); später veröffentlichte Ludwig Giesebrecht (geb. 1792 zu Mirow, 1816—66 Lehrer am Gymnasium zu Stettin, gest. 1873 zu Sasenitz bei Stettin) in den „Pommerischen Provinzialblättern“ (1823) eine Anzahl Gedichte in niedersächsischer Mundart, die auch in seine „Gedichte“ (2. Aufl. 1867) aufgenommen sind: „Gedichte, in denen er in der einfachsten Weise den schlichsten Gefühlen Ausdruck gegeben.“ Um dieselbe Zeit aber wagte es Friedrich August Lessen (geb. 1780 zu Malchow, der mit Auszeichnung in den Befreiungskriegen focht, 1822 im griechischen Heere sein Glück verjuchte, aber gründlich enttäuscht 1823 nach Mecklenburg zurückkehrte und 1827 in großer Dürftigkeit in Marlow gestorben ist), der 1823 eine „Schilderung einer enthusiastierten Reise nach Griechenland im Jahre 1822“ veröffentlicht hatte, seine Schicksale auf der Hin- und Herreise, sowie in Griechenland selbst auch noch in einer sehr umfanglichen niederdeutschen strophischen Dichtung unter dem Titel „Hellenia. Ein Taschenbauk“ (Kostock 1824) darzustellen, einem flott gereimten Werke voll berben Humors, auch heute noch vergnüglich zu lesen.

„Wagte darzustellen“, sage ich — denn noch immer gehörte Mut dazu, in der Dichtung sich der Volkssprache zu bedienen; der plattdeutsche Poet hatte noch immer gegen das Vorurteil sehr weiter Kreise zu kämpfen. Hatte doch Eichenbach, der verdienstvolle Herausgeber der „Annalen der Kostockischen Akademie“, selbst Kostocker von Geburt, als er das Erscheinen von Babsts „Intog“ registrierte, das Werkchen mit den hochmütigen Worten abfertigen zu können geglaubt: „Mehrere haben diese Blätter mit Beyfall gelesen: es wird also nicht darauf ankommen, daß ich keinen Gejchmack an dergleichen plattdeutschen Versen finden kann.“ Im Jahre des Erscheinens von Lessens „Hellenia“ hielt der Präpositus Johann Ernst Florke in Kirch-Mulshow (gest. 1830 in Kostock) in der Philomathischen Gesellschaft in Kostock einen Vortrag mit dem charakteristischen Titel: „Über die Unvollkommenheit der plattdeutschen Sprache und die zu wünschende gänzliche Verbannung dieser Mundart wenigstens aus den Zirkeln gebildet seyn wollender Menschen.“ Noch 1834 forderte Ludwig Wienberg, ein Altonaer von Geburt, in einer Broschüre die vollständige Ausrottung des Plattdeutschen, das den weitaus größten Teil der Volksmasse in Norddeutschland zu einer Unmündigkeit, Roheit und Ideenlosigkeit verurteile, die von dem Zustande der Gebildeten auf die grellste und empörendste Weise absteche; und Victor Aimé Huber, damals Professor in

Rosloß, der in den von ihm herausgegebenen „Mecklenburgischen Blättern“ die Schrift abfertigte, wandte sich nur gegen deren politische Gedanken, bekämpfte nur als Konservativer die Tendenzen seines zum Jungen Deutschland gehörigen Gegners, keineswegs aber machte er sich zum Anwalt der verkehrten Mundart, schrieb vielmehr: man würde vergeblich versuchen, zur Ausrottung der plattdeutschen Sprache irgend etwas Ausführbares zu erdenken, was nicht schon längst vermöge unserer politischen, kirchlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen und Sitten geschehen wäre und geschähe, und meinte gleichmütig, die Sache werde ihren ruhigen und unvermeidlichen Gang fortgehen und dieser möge denn am Ende wohl zu dem von Wienberg ersehnten Ziele des Unterganges, des allmählichen Aussterbens der plattdeutschen Sprache führen.

Was diese verachtete Sprache noch immer zu leisten vermöge — davon hatte sie freilich noch kaum Proben abgelegt. Zum Unglück erschien gerade in diesem Jahre 1834 ein Werkchen, das den Gegnern eine willkommene Handhabe hätte bieten können. Es stand in der Tat schlecht um die plattdeutsche Dichtung, wenn sie nichts Besseres hervorbringen konnte als den „Doktamedikus“ des 1805 zu Woldegk geborenen Albert Reinhold, der damals als Kandidat der Theologie und Privatlehrer in Wismar lebte, dann Gastwirt in der Gegend von Wittstock, später Droschkenfutscher in Hamburg wurde und dort 1850 im Krankenhause starb. Dieser „Doktamedikus“, eine kleine Sammlung von Gedichten, deren Form sehr roh und deren Inhalt unsagbar albern ist — das blödsinnigste Stück darin ist „De Dichterbahrg Barnaß“ — erschien in Wismar und bildete das erste Heft des ersten Bandes der „Gedichte in plattdeutscher Mundart“; ein zweites Heft ist nicht erschienen. Immerhin verdient Beachtung, daß sich in Mecklenburg und Umgegend anderthalbhundert Leute fanden, die auf den „Doktamedikus“ subscribierten.

Vierzehn Jahre gingen seitdem ins Land, in denen in Mecklenburg nichts in plattdeutscher Sprache erschien, während doch in dieser Zeit in den übrigen niederdeutschen Landen die mundartliche Dichtung nicht feierte, wenn sie auch nichts von dauerndem Werte schuf. Etwas Hervorragendes war es denn auch nicht, womit sie in Mecklenburg wieder einsetzte, nämlich ein Bändchen „Pladdbütsch Konfekt to Verbauung von Disch, polit'sch un unpolit'sch, wuato goden Appitit wünscht A u t o n August Dr a e e g e r“ (Malchin 1848). Der Herausgeber, geboren 1820 zu Holzendorf bei Woldegk, hatte sich schon in hochdeutscher Dichtung

versucht: er hatte ein Büchlein unter dem Titel „Triumph der Liebe. Ein modernes Gedicht, den Radikalen zur Warnung herausgegeben“ (Malchin 1845) und im 2. Jahrgange der Zeitschrift „Der nordische Volksbote“ (Malchin 1847) eine umfangreiche Erzählung „Martin, der reiche Schulz“ veröffentlicht; er war damals Lehrer an der Bürgerschule in Gülstrow, hat sich nachgehends durch seine „Historische Syntax der lateinischen Sprache“ größeres Verdienst erworben als durch seine poetischen Werke und ist 1895 als Direktor des Gymnasiums zu Rurich gestorben. Das „Pladdbütsch Konfekt“, zu dem außer dem Herausgeber noch einige andere beigetragen hatten und in dem die Kampfesstimmung des Jahres 1848 gelegentlich ihren Ausdruck findet, ist eine bunte Sammlung von Anekdoten und Läuſchen in Vers und Prosa (unter den Anekdoten befindet sich eine „Wua is Jürgen herfoamen?“, die späterhin auch Reuter in den „Läuſchen un Himels“ unter dem Titel „Wo büßt du 'rinner kamen?“ bearbeitet hat); es enthält u. a. eine nicht üble „Stroaspredigt uut'n Himmel“, in „De dumme Möller un de twelf Apostel“ eine mißlungene Nachbildung eines Hans Sächſchen Schwankes, in „Dat Kaffee-Deeb“ eine Parodie von Schillers „Glocke“, das Lied von der „österreichischen Landwehr“ auf den mecklenburgischen Horizont visiert „ümmer langsoam vöran, ümmer langsoam vöran, dat de medelborgsch Kriſchoan mitfoamen kann!“ usw. — durchweg recht leichte Ware. Ein echter Dichter tauchte bei uns erst 1853 auf in dem Privatlehrer Frik Reuter, der von Treptow an der Tollense aus die Erstlinge seiner niederdeutschen Werke als „Läuſchen un Himels“ in die Welt schickte — im Selbstverlage, nachdem ein Anklamer und ein Neubrandenburger Buchhändler, denen das Manuskript angeboten worden war, erklärt hatten, sie würden das Buch „vielleicht verlegen“, wenn der Verfasser das Risiko trüge.

Reuter stand damals im 43. Lebensjahre — so lange hatte es gedauert, bis er endlich sich selbst gefunden hatte. Wie hatte ihm aber auch das Leben mitgepielt! Die Grundlagen seiner Bildung waren nicht auf der öffentlichen Schule seiner Vaterstadt Stavenhagen gelegt, sondern durch die allerverschiedensten Lehrkräfte, zünftige und unzüftige, über die der kleine Ort gebot; dann war er 1824 auf das Gymnasium nach Friedland geschickt worden und verbrachte dort mehrere unſrohe Jahre, ein unſtütiger Schüler, der gar zu gern die Gelehrtenſchule mit der Kunſtſchule vertauscht hätte, da er sich zum Maler berufen glaubte. Das verhinderte der stärkere Wille des Vaters, der an der ausreichen-

den künstlerischen Befähigung des Sohnes zweifelte; er wollte seinen Fritz durchaus zum Juristen machen, nötigte ihn, die gelehrten Studien fortzusetzen, nur nicht in Friedland, sondern auf dem aufblühenden Gymnasium zu Parchim, und versagte ihm die Fortsetzung des Zeichenunterrichts. Gleichwohl verlebte Reuter in Parchim, nach seiner eigenen Aussage, „den schönsten Abschnitt seiner Jugendzeit“. Und nun kam die fröhliche Studentenzeit, wo er erst ein Semester in Rostock ein „kreuzfideles Leben“ führte, dann seit Ostern 1832 in Jena seine Zeit gewissenhaft zwischen Kneipe, Fechtboden und Sprizfahrten teilte, aber auch Mitglied der Burschenschaft „Germania“ war, und das wurde sein Verhängnis. Als nach dem hirnlosen Frankfurter Wachensturm (Juli 1833) eine wahnsinnige Burschenschaftserbege begann, ergriff der Arm der Verfolgung auch ihn, der von den bedenklichen Anschlägen seiner eingeweihten Genossen schlechterdings nichts wußte, ihn, der schon zu Anfang des Jahres freiwillig aus der Burschenschaft ausgetreten war und Frühling, Sommer und Herbst in aller Stille in seinem Vaterlande zugebracht hatte, von den mecklenburgischen Behörden unangefochten. Bei einem Besuche in Berlin am 31. Oktober verhaftet, wurde er erst auf der Stadtvogtei, dann auf der Hausvogtei ein volles Jahr in strenger Untersuchungshaft gehalten, darauf, obgleich seine Landesregierung dreimal seine Auslieferung verlangte, auf die Festung Silberberg gebracht und, als endlich das Urteil gesprochen wurde, wegen versuchten Hochverrats zum Tode verurteilt, aber zu dreißigjähriger Festungshaft begnadigt. Zwar bewirkten die Gnadengesuche des Vaters und die Verwendung der mecklenburgischen Regierung so viel, daß die dreißigjährige zu einer achtjährigen Festungsstrafe herabgemindert wurde, aber inzwischen sah sich der harmlose Mann von Festung zu Festung geschleppt, von Silberberg nach Glogau, von Glogau nach Magdeburg, von Magdeburg nach Graudenz, schließlich auf persönliche Fürsprache des Großherzogs Paul Friedrich bei seinem Schwiegervater Friedrich Wilhelm III. nach Dömitz, dessen menschenfreundlicher Kommandant, der greise Oberstleutnant von Bülow, ihm die Haft nach aller Möglichkeit erleichterte. Die Amnestie, die Friedrich Wilhelm IV. bei seinem Regierungsantritt 1840 erließ, gab endlich auch Reuter die Freiheit wieder und nach sieben Jahren, sieben schweren Jahren konnte er ins Leben zurückkehren, glücklicher als viele andere seiner Schicksalsgenossen, denen der Kerker die Kraft des Leibes und der Seele gebrochen hatte — wenngleich er die traurige Krankheit, die ihn seitdem heimsuchte und

die eine rohe Auffassung als „periodische Trunksucht“ bezeichnet hat, mit auf den Weg nahm —, auch nicht gleich andern hoffnungslos verbittert — wie hätte er sonst später über seine Festungszeit mit so treuherzigem, unter Tränen lächelndem Humor schreiben können? Aber er sah sich nun doch vor die bange Frage gestellt: Was nun?

Sollte er seine juristischen Studien, zu denen innere Neigung ihn ohnehin nicht getrieben hatte, wieder aufnehmen? Wir wissen zwar, daß ihn sein Corpus juris, Höpfners Institutionen, Thibauts Pandekten und ähnliche Bücher auf die Festung begleitet haben, aber er hat uns selbst in dem hochdeutschen Vorläufer seiner „Festungstid“ erzählt, wie er dem Höpfner nicht etwa eine Förderung seiner juristischen Kenntnisse verdankte, sondern wie das Buch ihm Dienste nur seiner kalmierenden Wirkung wegen geleistet habe, wie selbst kleine Dosen davon ihn in selbige Vergessenheit seiner Lage versinken machten und wie er, obgleich er sieben Jahre hindurch jeden Tag zweimal einige Tropfen davon einnahm, doch das Quantum nicht verbrauchte und nur bis zur unvordenklichen Verjährung gelangte. Oder sollte er nun seinem alten Wunsch, sich als Maler auszubilden, stattgeben? Dem widerstrebte sein Vater abermals; der nötigte ihn, zur Jurisprudenz zurückzukehren und schickte ihn im November 1840 nach Heidelberg, rief ihn aber zu Ende des Sommersemesters 1841 zurück, da der Widerwille gegen das ihm aufgedrängte Studium Fritze nur tiefer in sein Übel stürzte, und nun begann Reuters „Stromtid“, er wurde Landmann und lernte in Demzin die Wirtschaft. Im Jahre 1844 hatte er ausgelernt, aber nun eine eigene Wirtschaft zu beginnen sah sich der Mittellose außer stande. Doch gewährte ihm sein treuer Freund, der Gutsbesitzer Fritze Peters, der Schwager seines Lehrherrn, einstweilen ein Asyl zu Thalberg bei Treptow, bis das Jahr 1848 hereinbrach. Da ging er, der sich inzwischen mit Luise, der Tochter des Pastors Kunze, die in der Nähe von Demzin als Erzieherin lebte, verlobt hatte, in seine Vaterstadt zurück, wurde dort Präsident des durch ihn unsterblich gewordenen Reformvereins und im Juli von seinen Mitbürgern zur Generalversammlung der Reformvereine in Güstrow entsandt. Als die kurze konstitutionelle Herrlichkeit in Mecklenburg zu Ende ging, fungierte er eine zeitlang als Vertreter des zum preußischen Heere einberufenen Thalberger Wirtschafters, dann aber ließ er sich, um endlich ein eigenes Heim zu haben, in Treptow als Privatlehrer nieder, führte 1851 seine Braut heim und so finden wir ihn denn 1853, wie er für zwei gute

Groschen die Stunde Unterricht in allen möglichen Fächern erteilt und daneben im Verein mit seiner Luise die Ansichtsbildungen seiner „Läuschen un Rimels“ verpackt und die Begleitbriefe schreibt.

Berse hatte er auch früher schon gemacht: als Student in Jena, auf der Festung Zulkapp-Berse für den Weihnachtsabend im Dömitzer Kommandantenhause, bei seinem Freunde Fritz Peters war er der Hausdichter gewesen. Aber der Dichterehrgeiz war in ihm doch erst spät erwacht und erst allmählich fand er das eigentliche Feld zur Betätigung desselben. In den vierziger Jahren beschäftigten ihn mehrere literarische Pläne, aber nur eine kleine Arbeit aus jener Zeit, die Satire „Ein gräßlicher Geburtstag“ erschien in Raabes „Mecklenburgischem Volksbuch“ für 1846 und im folgenden Jahrgange, der inzwischen den Namen gewechselt hatte und sich schlechtweg „Mecklenburg“ nannte — hier hatte sich der Verfasser nicht genannt. Im Jahre 1846 begann er die „Reise nach Belgien“ zu schreiben, aber in hochdeutscher Gestalt; gleichfalls hochdeutsch ein nicht gedrucktes Buch, dessen spätere Neubearbeitung wir als „Ut mine Stromtid“ kennen. Auch „Ut mine Festungstid“ hatte einen hochdeutschen Vorläufer, der wahrscheinlich sein Entstehen einer Anregung Hoffmanns von Fallersleben verdankte, dessen Bekanntschaft Reuter 1844 in Scharprow gemacht hatte; aber erst 1855 erschien ein Teil davon in Reuters „Unterhaltungsblatt“ unter dem Titel „Eine heitere Episode aus trauriger Zeit“. Sogar ein großes episches Gedicht plante er, das, auf mecklenburgischem Boden spielend, den „Kampf des Heidentums gegen das Christentum, aber zugleich auch den der Vaterlands- und Freiheitsliebe gegen die Knechtschaft“ darstellen sollte. So wenig ahnte der Dichter, wo seine Stärke lag. Erst der Erfolg der „Läuschen un Rimels“ sollte ihm darüber die Augen öffnen. Denn ein voller Erfolg war es, den dieses Werkchen errang, ähnlich demjenigen, den ein Jahr zuvor Klaus Groth mit seinem „Quickborn“ davon getragen hatte; im Umsehen war die erste starke Auflage vergriffen, die Freunde des Niederdeutschen im Lande jubelten: so sei ihre geliebte und so viel geschmähte Mundart doch auch hier nicht tot, es habe nur der rechte Mann gefehlt, sie zum Leben zu erwecken, und in seiner Freude darüber sah man gern über die unleugbaren, allerdings hauptsächlich formalen Mängel hinweg, die nicht allein den „Läuschen un Rimels“, sondern, wenn auch minder fühlbar, allen Versdichtungen Reuters anhaften. Diese Stimmung benutzte sofort der betriebsame Wilhelm Raabe

und ließ ein „Allgemeines plattdeutsches Volksbuch“ (Wismar und Ludwigslust 1854) erscheinen, in dem freilich, wie es damals in der Natur der Sache lag, mecklenburgische Dichter nur spärlich vertreten waren. Dieses Volksbuch ist dann in einem literarischen Unternehmen, von dem unter dem Titel „Alle Kamellen. Plattbütsche Himels un Läuschen“ in Berlin 1865 zwei Hefte erschienen, schamlos ausgeplündert worden. Der unzweifelhaft aus Mecklenburg stammende Plagiator, der für „Lauremberg“: „Krischan Däsel ut Pümpelhagen“, für „Peter Lorenz ut Rostock“: „Föching Knacksauth ut Lüththeen“ einsetzte und anderen ähnlichen Unfug trieb, hat uns zum Ersatz dafür einen niederdeutschen Dichternamen übermittelt: die nicht aus Raabe gestohlenen Nummern (ein paar Läuschen in Versen und in Prosa) sind als „Original von H. Klänfot h“ bezeichnet.

Vorläufig blieb die Kenntnis von diesem neuerstandenen niederdeutschen Dichter noch beschränkt, außerhalb der plattdeutschen Lande nahm man kaum Notiz von ihm. Erst 1857 machte Robert Prutz in seinem „Deutschen Museum“ (7. Jahrgang, Juli-Dezember, S. 697 f.) in einer Anzeige der beiden Dramen „Onkel Jakob und Onkel Jochen“ und „Blücher in Teterow“ sowie von „Kein Hüsung“ auf Reuter aufmerksam; er widmete ihm Worte warmer Anerkennung und ließ durchblicken, daß er ihn höher einschätze, für „echter“ halte als den niederdeutschen Modepoeten Klaus Groth. „In mancher Hinsicht“, schrieb Prutz, „ließe sich sogar behaupten, die Reuterschen Poesien seien für die Sprache und Denkweise unserer plattdeutschen Bevölkerung charakteristischer als selbst diejenigen des Klaus Groth. Klaus Groth steht in der Mehrzahl seiner Gedichte wesentlich unter dem Einfluß der modernen hochdeutschen Bildung, es sind Momente hochdeutschen Kultur- und Geisteslebens, die er verarbeitet, und gerade der Widerspruch, der darin liegt, diese zum Teil sehr raffinierten Empfindungen . . . in dem nachlässig naiven Gewande des plattdeutschen Dialekts wieder anzutreffen, bildet vielleicht einen Hauptreiz dieser ebenso interessanten wie anmutigen Dichtungen. Fritz Reuter ist durch und durch Plattdeutscher, er schreibt nicht bloß, er denkt und fühlt auch plattdeutsch oder noch genauer mecklenburgisch. Denn wie der breite volle Klang des mecklenburgischen Plattdeutsch sich für das Ohr unterscheidet von jenem sanfteren mehr lispelnden holsteinischen Platt, in welchem Klaus Groth seine Gedichte abfaßt, so besteht ein ähnlicher Unterschied auch in geistiger und sittlicher Hinsicht. Fritz Reuters Muse ist eine derbe Landmagd, etwas

vierschrötig, mitunter selbst etwas ungeschlachtet, aber kerngesund, mit prallen Gliedern, die schalkhaft verschmitzten Augen fest im Kreise umherwerfend und jeden Augenblick zu lustiger Rede und Gegenrede bereit. Darum gelingt ihm auch das komische Genre am besten; er entwickelt hier nicht nur einen gewissen derben trockenen Humor, sondern auch eine Plastik und Frische der Gestaltung, die ihn unseren besten komischen Dichtern anreicht.“

Daneben fehlte es aber auch nicht an Widerspruch. Den schärfsten erhob Klaus Groth im 25. seiner „Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch“ (Riel 1858). „Fritz Reuter“, heißt es da, „hat sich besonders durch seine Läschen und Rimels einen Namen gemacht, und die Kritik erklärt fast allgemein diese Art Poesie für die echte plattdeutsche Volkspoesie. . . . Die Läschen und Rimels sind in gewandtem Plattdeutsch geschrieben, ohne Zwang und Gewaltigkeiten, sie sind leicht und bequem erzählt, klar und anschaulich, die Pointe wird nie verfehlt, Reim und Rhythmus sind natürlich, aber sie sind durch und durch gemein. Sie führen uns nur plumpe unwissende oder schmutzige schlaue Figuren vor. . . . Das wäre die Blüte des Volkslebens? Das seine Poesie, die man ihm absteht und wiederbringt? Nein, das heißt alles in den Qualm und Wust der Bierstube hinab- und hineinziehen, wo man sich in der schludrigsten Sprechweise Bademetumsanektoden erzählt. Da ist alles gleich, nämlich alles gemein, Bürger und Adel, hoch und niedrig. . . . Poesie kann man sich nicht geben, also auch nicht verlangen, aber Roheit ist eine Sünde für einen Volksschriftsteller. . . . Roheit ist nicht Natur, nicht der Weg dahin. Jedes Bild ist einseitig, jede Darstellung ist es, die Poesie soll und will die Natur so darstellen, daß sie erhebt, selbst wenn sie scherzt, das ist ihre ideale Richtung, die sie nicht verlassen darf. Wer in den Läschen und Rimels die Natur Mecklenburgs und seiner Bewohner sucht, der wird staunen über einen Augiasstall von Grobheit und Gemeinheit. So kann die grellste Wirklichkeit nicht sein und ist es nicht und nirgends. Dies ist ein falscher Weg zur Natur und Reuter hat es selbst gefühlt. Aber in seinen späteren Dichtungen fällt er in eine falsche Sentimentalität, wenn er sich erheben will, und er wird noch schwer zu arbeiten haben, ehe er sein Talent von dem Staube reinigt, den er selbst aufgestöbert hat.“

So weit Klaus Groth. Wer wollte es Reuter verdenken, wenn er dem gegenüber nicht stille saß? Er war erst ein werdender, er sah sein „literarisches Dasein“ in Frage gestellt — hätte er sich nicht

wehren sollen? Lessing sagt einmal: „Schimpft mich jemand, so tu ich's auch, — oder — oder schlage ihn hinter die Ohren. Ein ehrlicher Kerl muß nichts auf sich sitzen lassen.“ So oder ähnlich dachte auch Reuter; er war nicht der Mann, etwas auf sich sitzen zu lassen und antwortete mit einem Schriftchen „Abweisung der ungeredeten Angriffe und unwahren Behauptungen, welche Dr. Klaus Groth in seinen Briefen über Plattdeutsch und Hochdeutsch gegen mich gerichtet hat“ (Berlin 1858) — einem Schriftchen, aus Witz und Grobheit gemischt, in dem er Groth, „dem mignon der plattdeutschen Dichtkunst“, und seinem „Quidborn“ unbarmherzig zu Leibe ging; es enthüllt den weiten Abstand zwischen den beiden Dichtern, die doch, jeder nach seiner Weise, demselben Ziele zustrebten und gipfelte in einer runden Absage an Groth: „Wir sind mit einander fertig, Herr Dr. Klaus Groth“, heißt es zum Schlusse kurzab. „Obgleich ich das Gefühl hatte, als würden wir nie miteinander gehen, so hoffte ich doch, wir würden friedlich neben-einander gehen können; das hat nicht sein sollen.“ —

In der Zeit, die zwischen den „Läuschen un Rimels“ und der Fehde mit Groth lag, hatte Reuter eine Sammlung seiner seit 1842 verfaßten „Polterabendgedichte in hochdeutscher und niederdeutscher Mundart“ (1855) und „De Reij' nah' Velligen“ (1855) veröffentlicht; 1858 erschien „Kein Hüßung“, und eine neue Folge der „Läuschen un Rimels“ war unter der Presse. Ein Jahr lang (1. April 1855 bis 1. April 1856) hatte er sich auch als Journalist versucht mit der Herausgabe eines „Unterhaltungsblattes für beide Mecklenburg und Pommern“.

Die „Polterabendgedichte“ sind gewiß nicht schlechter, aber, mit ein paar Ausnahmen, auch nicht wesentlich besser als derartige Sachen zu sein pflegen; das fühlte wohl Reuter selbst, da er ihnen die Aufnahme in seine Werke versagt hat. Die zweite Reihe der „Läuschen un Rimels“ zeigte durchaus die Vorzüge wie die Schwächen der ersten. Der Dichter gab ihr das Motto mit auf den Weg:

De irst, dei geiht,
Dit is de tweit';
Will wünsch, dat dei't of noch deiht.
Un wenn hei't dauhn deiht, kann he gahn,
Ja heww an em dat Minig dahn.
Wenn Einer dauhn deiht, wat hei deiht,
Denn kann hei nich mihr dauhn, as hei deiht.

Doch beschlich ihn ein gewisses Zagen, wie er in der launigen

Vorrede, die von der Schriftstellerei unter dem Bilde einer Kegelhahn handelt, selbst bekennt: „Ich . . . habe gleich zuerst auf dieser Kegelhahn einen billig guten Wurf geworfen, ich warf den ersten Teil von ‚Läuschen un Himels‘; habe darauf bald links, bald rechts aufgesetzt, bald stark, bald schwach geschoben; mancher Pudel ist mit unterlaufen. . . Nun will ich mal wieder meinen ersten Wurf annehmen: aber mir ist bange dabei; jeder weiß, wie schwer dies ist, wenn man eine zeitlang herum ‚gefladert‘ hat, und bei meinem ersten Wurf standen die Kegel so schön, jetzt steht die rechte Gasse gar zu enge.“ Die Sorge war unnötig: trotz des vermeintlich schlechten Kegelstandes warf Reuter wieder ein Honneur.

Diese Vorrede zeigt uns, daß Reuter auch damals noch nicht das Selbstvertrauen gewonnen hatte, dessen jeder Mensch zu seinem Schaffen bedarf. Kein Wunder! Verrät er uns doch im Vorwort zur „Reis‘ nah Belligen“, daß er gelegentlich selbst bei wohlwollenden Freunden Zweifeln an seiner dichterischen Befähigung begegnete. Und doch ist diese „poetische Erzählung“ von den beiden Bauern, die ihre Söhne, damit diese „Kultur der Welt un de höhere Wirtschaft“ lernen, nach „Belligen“ begleiten wollen und welche die unerschöpfliche Laune des Dichters durch eine Fülle ergößlichster Abenteuer hindurch nicht nach Belgien, sondern nur bis Berlin führt, wo sie zur Erkenntnis kommen, „dat ‘t wol am besten wir, wenn wi dat Reisen wesen leten“; wie sie dann heimkehren und Fritz Swart mit Köster-Dürt fröhliche Hochzeit hält — und doch ist, sage ich, diese Erzählung ein Meisterstück komischer Dichtung, wohlthuender als ihr tragisches Gegenstück „Rein Hüfung“, denn in diesem Werke, welches Reuter „mit seinem Herzblut im Interesse der leidenden Menschheit“ geschrieben zu haben behauptet und welches er immer für sein bestes gehalten hat, beeinträchtigt bei aller Kunst der Darstellung einmal die leidige Tendenz und dann der verfehlte Schluß, abgesehen von den gerade hier gehäuften Sentimentalitäten, den gewollten Eindruck. Ihm, dessen innerstes Wesen der goldigste Humor ist, steht der Haß, der ihm die Feder führte, schlecht zu Gesicht, und sicherlich aus diesem Grunde, nicht, wie Reuter selbst glaubte, „weil es einen sehr faulen Teil unserer mecklenburgischen Verhältnisse behandelt“, hat das Buch, wie der Verfasser eingesteht, von allen seinen Schriften „das wenigste Glück gemacht“.

Mit seinem „Unterhaltungsblatt“ hatte sich Reuter eine schwere Last aufgebürdet, der selbst sein Fleiß und seine Fruchtbarkeit kaum

gewachsen waren. Da er nur wenige und gelegentliche Mitarbeiter hatte, mußte er das Blatt zum guten Teil selber schreiben, nur hier und da half er sich durch Ausschachtung anderer periodischer Blätter. Die meisten Stücke sind hochdeutsch — für plattdeutsche Zeitschriften, wie deren später eine ganze Reihe erschienen sind, war die Zeit noch nicht gekommen; sie sind von ungleichem Werte, manche unbedeutend und nur von lokalem Interesse, aber auch ein Teil der besseren kleineren Schriften Reuters hat im „Unterhaltungsblatt“ zuerst das Licht erblickt: eine Anzahl gereimter Schnurren, die dann im zweiten Bande der „Läuschen un Rimels“ untergebracht sind; die ersten Kapitel der lebenswürdigen Skizzen über seine Vaterstadt Stavenhagen, deren längere Fortsetzung in „Schurr-Murr“ steht; die schon erwähnte „heitere Episode aus einer traurigen Zeit“, in der Darstellung vielfach abweichend von der späteren, ungleich bedeutenderen niederdeutschen Bearbeitung in „Ut mine Festungstid“; dann die so unendlich einfache und doch so unendlich rührende kleine Erzählung „Haunefiken“, ferner die geistvolle Satire „Memoiren eines alten Fliegenschimmels“; und endlich taucht hier zuerst mit Briefen an den Herausgeber der „immerirte Entspeker“ Bräsig auf, eine Figur, die, mit dem Dichter selber wachsend, in der „Stromtid“ in ihrer klassischen Vollenbung vor uns tritt.

Mit dem Schlusse des ersten Jahrganges legte Reuter die Redaktion des „Unterhaltungsblattes“ nieder. Gleichzeitig sagte er den „Trepfusen“ Lebewohl und nahm seinen Aufenthalt in Neubrandenburg, wo er bis 1863 blieb und wo seine reifsten Werke entstanden. Aber auch einige seiner schwächsten. Vielleicht war es ein Bewußtsein von der Lebendigkeit seiner Gestalten und Dialoge, was ihn verleitete, einen Abstecher auf das dramatische Gebiet zu machen — genug, er schrieb bald nach seiner Übersiedelung das dreiaktige Lustspiel „Der 1. April 1856 oder Onkel Jakob und Onkel Jochen“, den einaktigen Schwank „Fürst Blücher in Peterow“, das dreiaktige Lustspiel „Die drei Langhänse“ und eine Posse mit Gesang „Das ist ja der August! oder Küssen und Betten“, von denen die drei letztgenannten auch über die Bühne gingen. Aber auf diesem Felde Vorbeeren zu pflücken, blieb Reuter verjagt; die Posse, deren Manuskript beim Brande des Rostocker Stadttheaters ein Raub der Flammen wurde, wurde sogar bei der Aufführung in Rostock am 2. August 1858 laut abgelehnt. Der Dichter selbst gestand einem Freunde, daß seine Stücke nur einen „sehr zweifelhaften Erfolg“ errungen hätten; er war einsichtig genug, seinen „gänzlichen Mangel

aller Bühnenkenntnis, vielleicht auch seine mangelhafte dramatische Begabung“ anzuerkennen und erklärte einem anderen gegenüber: „Theaterstücke un Polterabendstüchchen schriw id nich wedder!“

Reuters nächstes Werk „Kein Hüßung“ haben wir schon vorgreifend gewürdigt und unseren Bedenken gegen dasselbe Ausdruck gegeben. Mit den dann folgenden „Ollen Kamellen“ (1860), einem Sammeltitel, der dann auch auf die späteren prosaischen Werke ausgedehnt worden ist, erhob sich aber Reuter zur vollen Höhe seines Könnens. Nicht so sehr mit der ersten der in diesem Bändchen vereinigten „Zwei lustigen Geschichten“, obwohl auch die vortrefflich vorgetragene schlichte Erzählung „Woans id tau 'ne Fru kamm“ den behaglichsten Eindruck hinterläßt; wohl aber ist die „Franzoesentid“ mit ihrer wunderbaren sinnlichen Kraft, mit ihrer straffen Komposition, der Sicherheit in der Charakteristik und dem herzerquickenden Humor ein wahrhaft klassisches Werk, welches das Entzücken auch der Hochdeutschen erregte und den Verfasser mit einem Schläge in die Reihe unserer besten Erzähler rückte.

Besseres als die „Franzoesentid“ hat Reuter nicht wieder geschaffen. Was er danach zunächst veröffentlichte — und zwar in erstaunlich rascher Folge, denn nun war die Schaffenslust in ihm entfesselt — blieb hinter diesem Werke zurück. So poetisch und reizvoll einzelne Teile von „Hanne Mite“ (1860) mit ihrer phantastischen Verquickung von Menschen- und Vogelschicksal sind, so ist doch im ganzen die Fabel zu dürftig, um den Leser bis zum Ende in Stimmung zu erhalten. Und die in „Schurr = Murr“ (1861) vereinigten Erzählungen, „tausamen schrappt ut de hochdütsche Schöttel, ut den plattdütschen Pott un den mißsingchen Ketel“, zum Teil ältere Schöpfungen, sind zwar alle gut vorgetragen, aber nicht alle stofflich bedeutend. Erst in der „Festungstid“ und noch mehr in der „Stromtid“ zeigte sich der Dichter wieder in seinem vollen Glanze.

Ein Vierteljahrhundert lag zwischen dem Tage, da sich zuerst hinter dem armen Sträfling die Tore der Festung geschlossen hatten, und der Zeit, da der gefeierte Dichter „Ut mine Festungstid“ herausgab (1862). Das, was damals an ihm gesündigt worden war, nun noch pragmatisch niederzuschreiben, wäre ihm schwerlich möglich gewesen; die Reihe der Jahre hatte ihn, wie er in einem Briefe an Julius Wiggers sagt, „manche Bitterkeit vergessen lassen und ihn in den Stand gesetzt, sogar diese Zeit seines Lebens in die rostigen Fluten des Humors zu tauchen“. So ist es also Dichtung und Wahrheit, was uns der Verfasser bietet:

die grauen Momente blieben ehrlich in ihrer trübseligen Wahrheit stehen, die heiteren wurden mit erfundenem Spaß aufblasiert. Keine Dichtung aber ist die „Stromtid“ (1863/64), in mancher Beziehung ein rechtes Gegenbild der „Franzoesentid“: dort alles knapp und gedrungen und rasch fortschreitende Handlung — hier alles breit und behäbig, ein bequemes Sichgehenlassen, nicht alle Figuren gleich scharf umrissen, einige etwas schemenhaft und blutlos, aber alles in allem doch auch dies ein liber aureolus, wie in dem von der Rostocker Universität dem Dichter 1863 verliehenen Doktordiplom die „Dien Camellen“ genannt werden. Und im Mittelpunkt der reichen, überaus mannigfaltigen Handlung steht die unvergleichliche, die bildende und die darstellende Kunst herausfordernde Figur des Bräsig, eine Gestalt, wie sie nur Sonntagkindern zuweilen gelingt. Wie hatte sich doch dieses Bild des „immerirten Entspektors“ vertieft seit den Tagen, da er zuerst im „Unterhaltungsblatt“ mit seinen inhaltlich unbedeutenden, aber durch ihr „Missingsch“ belustigenden Briefen erschien! Daß aber in dieser Figur ein entwicklungsfähiger Keim stecke, das empfand Reuter selbst. Er trug sich mit dem Gedanken, Bräsig's Memoiren zu schreiben, blieb aber schon im ersten Kapitel stecken. In „Schurr = Mur“ erschienen dann „Abendteuer des Entspekter Bräsig“; hier erzählt er selbst von seinen Schicksalen in Berlin mit einer herzhaften Komik, die gewiß jedem Leser ein Lachen abgewinnt, aber diesem Bräsig fehlt alle Tiefe, alle Poesie, er ist lediglich der leidende Held einer Posse, ein Gegenstand des Mißs für jeden Windhund, ein Opfer jedes Gauners. In der „Stromtid“ aber tritt uns der echte Bräsig entgegen, „ein missingscher Kopf und ein goldenes Herz, ein unvergängliches Menschenbild, ebenso typisch wie originell, ebenso durchsichtig wie unergründlich“.

Als Reuter den dritten Band der „Stromtid“ vollendete, hatte er Neubrandenburg verlassen und sich in Eisenach angesiedelt (1863). War es ein Zufall, daß von da ab seine schriftstellerische Fruchtbarkeit zu Ende ging? Oder bestehen wirklich geheimnisvolle, unmeßbare und unwägbare Zusammenhänge zwischen dem Geiste des Menschen und dem Boden, auf den sein Fuß tritt? Reuter war der mecklenburgischste aller Mecklenburger Dichter — konnte es für sein Schaffen gleichgültig sein, ob er aus seinem Fenster auf mecklenburgisches Land, „up Wisch un Wald, up Barg un See“ oder auf die Thüringer Berge blickte? ob um ihn das von ihm so sehr geliebte und durch ihn zu so hohen Ehren gebrachte Plattdeutsch erklang oder ein mitteldeutscher

Dialekt? Wie dem auch sei: mit der „Stromtid“ hatte er den letzten glücklichen Wurf getan. Was nun noch folgte, waren „Dörchläuchting“ (1866) und „De mecklenbörgschen Montecchi und Capuletti, oder: De Reif' nah Konstantinopel“ (1868) — Werke, die minder Begabten zu aller Ehre gereicht hätten, die für Fritz Reuter aber ein merkliches Herabsteigen von einmal erreichter Höhe bedeuteten. Mit „Dörchläuchting“ war er selbst unzufrieden; an die Brüder BOLL schrieb er: „Wenn Ihr sagt, daß Euch mein neuestes Buch nicht so gefallen habe, wie frühere, so stimme ich mit voller Seele in Euer Urteil ein, und wenn ich etwas zu meiner Entschuldigung anführen soll, so ist es die Sprödigkeit und Dürftigkeit des Stoffes. Ich habe den dummen Streich gemacht, halbe Maßregeln zu ergreifen; ich hätte sämtliche Personen umdichten sollen.“

Mit der „Reif' nah Konstantinopel“ hat er sich fast zwei Jahre herumgequält — er, der für die drei Bände der „Stromtid“ kaum ebenso viel Zeit gebraucht hatte. Und nun gegen das Ende seines Lebens wirkte lähmend auf seine schriftstellerischen Pläne auch noch der Gedanke ein: „er dürfe kein Buch herausgeben, welches vielleicht den früheren nicht gleichläme.“ Vielleicht waren es auch diese oder ähnliche Erwägungen, die ihn bewogen, seine „Ur-geschicht von Meckeluborg“, die er schon 1859 begonnen und 1862 ungefähr so weit vollendete, wie sie druckreif geworden ist, deren sehr vergnügliche Einleitung er dem Großherzog Friedrich Franz II. schon selber vorgelesen hatte, und von der er meinte: „es ist, oder besser, wird mein plattdeutschestes Buch“, bis an seinen Tod im Schreibtisch zu bewahren. Aber über diese kleinen Misserfolge des alten Mannes sah die für die Schöpfungen seiner besten Mannesjahre dankbare Welt willig hinweg; ihr stand es nun doch fest, als Reuter am 12. Juli 1874 die Augen geschlossen hatte, daß mit ihm der größte deutsche Humorist seines Jahrhunderts dahingegangen sei.

Die Anerkennung, die Reuter in so reichem Maße geworden war, blieb einem anderen, der sein Zeitgenosse und ihm völlig ebenbürtig war, bei seinen Lebzeiten versagt. Erst die Gegenwart gelangt zu einer richtigen Würdigung dieses zweiten großen mecklenburgischen Dialektdichters.

JOHN BRÜCKMAN war ein Rostocker Kind, geb. 1814 als Sohn eines Schiffskapitäns, der 1824 beim Untergang seines Schiffes, des „Fürst Blücher“, an der Küste von Fütland mit der gesamten Mann-

schaft den Tod fand. Als ein richtiger Rostocker Straßenjunge wuchs John auf, seine eigenen Taten sind es, die er den Andrees in „Kaspar Dhm“ erzählen läßt. Auf der „Großen Stadtschule“ vorgebildet, begann er 1834 auf der Universität seiner Vaterstadt das Rechtsstudium, ohne es zum Abschluß zu bringen: auch Brinckman wurde ein Opfer der Bundeszentralcommission; eine gegen ihn und einige Genossen eingeleitete Untersuchung endete 1838 mit seiner Verurteilung zu dreimonatlicher Gefängnishaft wegen „versuchter Stiftung eines verbotenen Vereins an der Universität Rostock“, und wenn auch die von ihm angerufene Gnade des Großherzogs Paul Friedrich ihm die Strafe erließ, so war ihm doch die Fortsetzung des Studiums verleidet; er mochte wohl sein Fortkommen in der Heimat in Frage gestellt glauben, und so ging er 1839 nach Amerika. Er hatte einen Bruder in Newyork wohnen und es gelang ihm, dort Stellung als Sekretär einer Gesandtschaft oder eines Generalkonsulats zu finden — genauer es ist nicht mehr zu ermitteln — und auch in der Presse festen Fuß zu fassen. Seine Stellungen dort aufzugeben und nach Mecklenburg zurückzukehren, bewog ihn schließlich der Rat eines befreundeten Arztes — denn er kränkelte; mitgewirkt hat gewiß auch das Heimweh, denn auch jenseits des großen Wassers hatte er nicht aufgehört, mit heißem Verlangen der Heimat zu gedenken. In einem seiner schönsten Gedichte spricht er es aus, welche Gefühle sein Herz bewegten, als er in einer amerikanischen Hafenstadt eines Rostocker Schiffes ansichtig wurde:

Dat was de Bucht vun Halifax,
 Al Schep in Sünndagsstat;
 Doa weigten hunnert Junionjacks,
 Dannbrogs un Hansaat,
 Hollandsch un Fransche Trikulur,
 De Yanki Stirn un Strip, —
 Man ken so flott un ken so stur,
 As du, oll Bagel Grip!
 Ist ket un stünn un stünn un ket
 Un harr un kreg nich nog;
 Dat würr mi um dat Hart so wel
 Un natt würr mi dat Dg.

Und da war es ihm, als rede das Schiff eindringlich zu ihm:
 Kumm! — foer de Warnow sünd wi kloar —
 Kumm furtst man mit an Durd! . . .

To Hus is doch de beste Keir,
De selest Ankester!

Und so war er denn im Frühjahr 1842 wieder daheim und durfte nun mit sich zu Räte gehen, wie er sich sein Brot verdienen könne. Von einer Wiederaufnahme der Rechtsstudien sollte nicht die Rede sein, aber er hatte sich draußen große Sprachkenntnisse angeeignet — vielleicht glückte es ihm, sie als Lehrer irgendwo zu verwerten. An eine Hauslehrerstelle dachte er wohl anfänglich nicht, aber als ihm noch im Jahre 1842 eine solche angeboten wurde bei dem Herrn von Schack auf Mey, griff er doch unbedenklich zu. Vier Jahre hat Brindman als Hauslehrer gewirkt, zwei Jahre in Mey, weitere zwei Jahre beim Klosterhauptmann Baron Le Fort in Dobbertin, und der Aufenthalt auf dem Lande ist für ihn und seine Dichtungen überaus fruchtbar gewesen. Dennoch zog es ihn schließlich wieder in die Stadt: ein Anerbieten Le Forts, eine Stelle als Sekretär auf dessen Gut Boel anzunehmen, lehnte er ab und übernahm 1846 eine Privatschule in Goldberg. Indessen — alle Anerkennung, die Brindman hier als Schulhalter fand, und aller Zulauf, den er als Pensionsvater hatte, konnten ihn doch über die Öde des kleinen Landstädtchens nicht hinwegtrösten, und so bewarb er sich, und zwar mit Erfolg, 1849 um die Stelle eines interimistischen Hilfslehrers an der Realschule in Güstrow. In Güstrow ist er dann geblieben, da verschiedene Versuche, anderswo eine auskömmliche Stellung zu erringen, mißglückten. Erst 1858 wurde er endgültig angestellt, 1861 erhielt er die erste Gehaltszulage, und über 700 Taler hatte er es nicht gebracht, als er am 20. September 1870 aus der Welt ging — ein geplagter Schulmeister, der durch gehäufte Privatstunden und das Halten von Pensionären mühselig erwerben mußte, was er über sein schmales Gehalt hinaus für seinen und der Seinigen Unterhalt brauchte, der aber doch daneben noch die Zeit und die Stimmung fand für seine dichterischen und wissenschaftlichen Arbeiten, für Schul- und Festreden und für eine gemeinnützige Tätigkeit als Mitglied des Bürgerausschusses.

Die Leute, die ihn noch gekannt haben, berichten, daß er in seinem ganzen Gehabe etwas fremdländisches hatte; sie schildern ihn, wie er, die Hände in die Hintertaschen seines langen Rockes bergend, steif und stur durch die Straßen wandelte; seine Schüler nannten ihn den „Engländer“. Und doch war er wieder ein echter Mecklenburger geworden — wenn er je aufgehört hatte es zu sein. Er hatte drüben seine

Lehrjahre durchgemacht, das Leben in dem „Lande der unbegrenzten Möglichkeiten“ schien ihm nicht durchaus begehrenswert, er suchte andere vor den Enttäuschungen, die ihm vermutlich selbst nicht erspart geblieben waren, zu bewahren und erhob zu einer Zeit, da das Auswanderungsfieber viele seiner Landsleute ergriffen hatte, seine warnende Stimme in der eindringlichen „Fastelabendspredigt für Johann, de nach Amerika fuhr will“ (Güstrow 1855), deren Summe in den gleichlautenden Anfangs- wie Endworten gezogen ist:

Johann, blieb hia — blieb hia, Johann!

Wat wist du in Amerika! —

Gleich Fritz Reuter hat auch Brindman geraumer Zeit bedurft, bevor er erkannte, wo seine Stärke lag. Seine hochdeutschen Gedichte sind nicht gesammelt; die von Süßerott und Thoene mitgeteilten Proben lassen indessen ein starkes Talent auch auf diesem Gebiete erkennen. Nicht bedeutend dagegen ist die aus Brindmans Jugendzeit stammende „Legende“ „Der heilige Damm“ (Rostock 1839), ein episches Gedicht in Ottaverime, welches mit poetischer Freiheit die zweite Gründung des Klosters Doberan und die Sage von der Entstehung des heiligen Dammes behandelt. Ein anderes, umfangreiches hochdeutsches Werk ist erst aus Brindmans Nachlasse herausgegeben worden: „Die Tochter Shakespeares“ (Rostock 1881), auch dieses schwerlich seiner reifsten Zeit entstammend. Hier erzählt uns der Dichter die wechselvollen Schicksale eines jungen Mädchens, der Marion O'Connor, die zeitweilig dem Wahnsinn verfallen, durch das Studium Shakespeares der Welt zurückgegeben wird und als vollendete Schauspielerin in Shakespeareschen Rollen glänzt — in diesem Sinne nennt sie der Dichter die Tochter Shakespeares —, schließlich aber, an den aus ihrem Gedächtnis entschwundenen Ort geführt, wo sie einst, vom Vater verstoßen, ein totes Kind geboren, beim Wiedererwachen der alten Erinnerungen auf dem Leichenstein ihres Kindes tot zusammenbricht. Trotz großer Schönheiten im einzelnen hinterläßt das aus einer Anzahl kleiner Gedichte bestehende, teils in rein Iyrischem, teils in balladenhaftem Ton gehaltene Werk keinen befriedigenden Eindruck; die einzelnen Teile sind sehr ungleich behandelt, bei einigen übermäßig in die Breite gedehnten erlahmt das Interesse des Lesers völlig — Mängel, denen der Dichter wohl abgeholfen haben würde, hätte er an seine Schöpfung die letzte Feile angelegt — wenn er überhaupt eine Veröffentlichung plante und nicht etwa mit bewußter Absicht das Gedicht in seinem

Bulte verschloß. Denn inzwischen hatte er sich längst anderen Stoffen zugewandt und sein eigentliches Gebiet beschritten: das der Dialekt-dichtung.

Während seines Aufenthaltes in Rey verfaßte Brinckman die erste seiner plattdeutschen Erzählungen, die allerdings erst 1854 im Druck erschien: „Boß un Swinegel“ — ein kleines Meisterwerk, eine Perle moderner Tierdichtung. Der Verfasser beginnt mit einer überaus lebendigen Schilderung einer „Austöfst“ in einem mecklenburgischen Dorfkrüge; während das junge Volk tanzt, sitzen in der Nebenstube „sin olle Kirls un snacken klaut“, nämlich zwei Hofbauern, der Weber, der Schmied und der mit wenigen Strichen vortrefflich gezeichnete Schulmeister, und letzterer erzählt denn auf allgemeines Verlangen „Dat Läusehen von den Boß un den Swinegel, un wo dat Brüden umging“: wie der Fuchs dem Schweinigel, den er aus verschiedenen Gründen nicht leiden kann, gern an die Gurgel wollte, sich aber, da der Igel sich schnell zusammenrollt, an den Stacheln die Schnauze blutig stößt und aus Grimm darüber den Igel in die Mergelkühle wirft, sein Anlandschwimmen hindert und ihn trotz alles Bittens hätte elendiglich ersaufen lassen, wenn nicht im letzten Augenblick das Erscheinen des Edelmanns mit seinem Jäger und den Hunden den Fuchs zum Verlassen seines Postens und zum Entweichen in seinen Bau genötigt hätte; wie dann Jäger und Hunde dem Fuchs im Bau zusehen und der Fuchs durch eine Notröhre zu entkommen trachtet, aber die hat der ortskundige Igel, zu einem Stachelknäuel zusammengeballt, versperrt, so daß Meister Keinete nichts übrig bleibt, als umzukehren und sein Heil in rasender Flucht, zwischen den Hunden durch und an den Jägern vorbei, zu suchen.

Hadd de Funker nich so gaut uppaßt, wir hei ok dit Mal wedder weglamen. Awerst bei schöt em den grawen Hasenhagel so drad ünner de Jan' rinner, dat min leiw Boß furst vorsäutisch vörnäwer söll, den Kopp mank de Wein söll un dod wir. As de Swinegel den Schot fallen hört, dunn dacht hei glif, dat dor wat passirt wesen müst. Flincking kröp he ut de Notrür wedder rute un kel achter de grot Eik rüm. Dor stünn de Eddelmann un höll den dodigen Boß, den dat Bland druppenwis' von den Börderbein raslecken ded, bi de Jan' in de Högd un de drei Hunn sprüngen doran rupper un hulken un blekten, as ob sei dat noch nich naug wir, dat hei al dod was. De Swinegel sed äwerst dorup tau sil söllst: „Schad is dat üm em doch, denn hei was en smucken un klauten Kirl, — man dat hei so sün'sch un venin'sch was. Hadd hei mi nich so

häßlich mitspelt, mücht hei wol hüt noch nich sonn slicht Enn namen hebben. Dat hett hei sil bi de Margelkul wol nich dacht, dat dat so noch kamen könn.“

Diesem prächtigen kleinen Läschen folgte im Jahre darauf Brinkmans umfanglichste und nach der Meinung Vieler beste Erzählung „Kasper-Dhm un ik“ (1855), ein Buch, von dem Klaus Groth sagt: „Es ist ein Roman von einer Vollendung, daß man prophezeien darf: man wird ihn lesen, so lange man plattdeutsch liest.“ Als ein „Genrestück“ bezeichnet der Verfasser selbst sein Werk: er wollte gewisse Familienüberlieferungen zur Darstellung eines Charakterbildes verwenden, aber nicht eine bestimmte Person zeichnen, vielmehr „den grotesken Typus einer verschwundenen Rasse, den baltischen Seemann des 18. Jahrhunderts, zu einem einheitlichen Bilde skizzieren“. Zu diesem Zwecke läßt der Dichter den Onkel Andrees, einen alten Rostocker Kapitän, abends am Ofen bei einigen Flaschen „Schato Dikem“ seine „Hansbungenknäp un Ulenpegelshäften“ erzählen, lustige, übermütige Streiche, die alle in enger und engster Beziehung stehen zu seinem Mutterbruder, dem Kapitän Kasper Pött, dem Titelhelden. „Min Glück bleugt jo ümmer mit Kasper-Dhmen“, sagt Onkel Andrees, „so lang wi beid in een Fohrwater legen, un dat maht mi noch stennig up min Deller vel Bergnügen, mi min Fohrten mit em hen un wedder eens uptofrischen. Egentlich süll dat upschreiben warden, Kinnings! kan sin, dat dat Kinner un Kinnskinner noch Spaß maken deit; sonn oll Familientronik von Anno Tobak, dor sitt mennigmal mir Wirt un Bir un mir Biz un Ulk in, as in'n ganzen Putscheneller-Kasten un in dat gesammte Theatrum Mundi.“ Gewiß! Und wir sind dem Dichter herzlich dankbar für dieses Stück Familienchronik und insonderheit für die höchst originelle Figur des Kapitäns Pött, eines Mannes von großem Selbstbewußtsein, der alles zu wissen und zu können glaubt, besonders sich auf den „Taktus“ und die „Maneeren“ versteht, übrigens wirklich einen sehr gesunden Menschenverstand und auch ein gutes Herz hat und dem sein Schwager doch wohl Unrecht tut, wenn er sagt: „Es un bliwt doch en appeldwatschen Pötter, de Kasper-Dhm!“ Im übrigen hat das Ganze etwas Memoirenhaftes, ihm fehlt die Geschlossenheit der Komposition, wir haben nur eine Reihe allerdings prächtiger Einzelerzählungen vor uns, nur der zweite Teil weist eine kunstvolle Anlage auf: der spielt im Anfange der Franzosenzeit und da erzählt Onkel Andrees ein sehr spannendes Abenteuer, wie

der wadere Tambourmajor „Monsiöre Butong“, der sich bei der wohlverdienten Züchtigung eines bei Andreesens Mutter einquartierten Trompeters auch an dem dazukommenden betrunkenen und für den Gezüchtigten Partei nehmenden Hauptmann vergriffen hat und dafür zum Tode verurteilt ist, von den braven Jungen Andrees, Hans Holtfreter und Bagel Strauß in ebenso listiger wie kühner Weise aus dem Zwinger befreit und von Andrees und Holtfreter nach Falster hinübergeschafft wird. Dieses tatkräftige Vorgehen der Jungen bildet einen sehr wirksamen Gegensatz zu der Handlungsweise Kasper-Dhms, dem gleichfalls an der Befreiung Boutons gelegen ist, der sogar ein Opfer dafür bringen will und Murat mit hundert Talern zu bestechen versucht: „se sünd aewer unmanierlich west un hewwen em up dat Paleh ut de Dör rute smeten.“

Wie wir sahen, verwahrte sich Brindman ausdrücklich dagegen, bei der Zeichnung des Käppen Pött eine bestimmte Person im Auge gehabt zu haben. Dagegen machte er zum Helben einer anderen Erzählung einen wirklichen Menschen, den in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts verstorbenen, durch seine ungeheuerlichen Aufschneidereien bekannten Moskoder Kaufmann Peter Lorenz. Zwei von dessen Hiförchen waren schon vor Brindman in Raabes „Allgemeinem plattdeutschen Volksbuch“ (1854) der Öffentlichkeit übergeben: die eine, in der der König von Dänemark seiner Gemahlin zuruft: „M'rifen, stah driefst up un bad Peter Lorenzen 'n Panntauken; he bett 't hilt!“ und die andere, wo Peter Lorenz bei Austerlitz „mit fiftuntwintig duzent Mann Kavallerie, hunnert Trumpeters vörup, vörfäutsch mank den Russen un Östreicher rin ramentet“ und dadurch den Tag zu Gunsten seines Freundes und Duzbruders Napoleon entscheidet. Bei Brindman haben wir die dritte Geschichte „Peter Lorenz bi Abußir“ (Mosk 1868), wir hören auch sie aus seinem eigenen Munde. Lorenz, der sich seit längerer Zeit die gesamte Nautik hat scharf durch den Kopf gehen lassen, hat eine Erfindung gemacht, durch die „de Navigatschon eenen Schupps bet in dat negst Johrbusend rinne“ kriegte — er hat nämlich „de horizontale Peilung un den submarinen Pegel mit den dutwelten Sneller“ erfunden. Er hat von dieser Erfindung, bei der es ihm nicht um persönliche Vorteile, sondern nur um die „Nautik“ zu tun war, hier und da ein Wort verlauten lassen, das Observatorium in Greenwich hat davon erfahren, „un kort un good, id heww de Fhr dor noch von, man wat de Engelsmann is, de hett den reellen Nutzen dor von

weg, un een von den Lurds von de engelsch Admiralität, de sall jo, as id man hört heww, dat Hojenband darsför kregen hewwen. Aewersten dat schad't nich, dor ma' id mi nig nich ut. Ich weet, id rangir nu mit Keppler un Kopernikussen, un Galiläi kann mi gewogen bliwen.“ Um die fragliche Zeit nun (1798) befindet sich Lorenz als Superfargo auf der Amsterdamer Kuff „Naatje Naatje“, die Traubenrosinen von Smyrna nach Rotterdam bringen soll, und wird bei dieser Fahrt erst der französischen, dann der englischen Flotte ansichtig. Den Engländern gibt ihr guter Geist ein, ein Boot zur „Naatje Naatje“ zu schicken; als der einzige an Bord, der englisch sprechen kann, hat Lorenz mit dem englischen Offizier zu verhandeln, wird als „Herr Peter Lorenz ut Rostock von de horizontale Peilung“ erkannt und nach dem Admiralschiff geleitet, wo man ihn mit allen seiner Berühmtheit entsprechenden Ehren empfängt und Nelson mit ihm Brüderschaft trinkt. In dem dann abgehaltenen Kriegsrate verrät Lorenz den Engländern den Aufenthalt und die Stärke der französischen Flotte; er legt dar, daß man das feindliche Zentrum nicht durchbrechen könne, sondern den Gegner von hinten fassen müsse. „Ich habe“, sagt er, „das gesammte Litorale von Abukir horizontal zu peilen Gelegenheit gehabt, und selbiges submarin abgepeilt, Nelson! . . . und was ich sagen will, das ist man das: Was sich nicht gut von vorne tun läßt, das mag sich ja wohl ganz bequem von achterzu tun lassen, und dann kann sich der Franzose man gleich auf seine lezten Paternosters gefaßt machen, und das ist meine unmaßgebliche Meinung, Nelson!“ Keken dunn aewersten de dörtein Kapteins sich enanner an un kregen dat Stillswigen! „Es ist einfach das Ei des Kolumbus“, — sett't id dunn hentoo — „weiter nichts nicht. Und wenn es nicht ginge, Nelson! denn kannst Du mich davor an der Raanocke bummeln lassen, denn verdeen id dat.“ Lorenzens Ansicht bringt durch, nach seinem Rezept wird die Schlacht geschlagen und natürlich gewonnen. Bescheiden lehnt er jede Erwähnung seiner Person in Nelsons Rapport, jede Belohnung, den Adel, eine Dotation ab, nur als Nelson ihn bittet: „Dat Ein warst Du mi doch nich versmahu, un dat is, dat id Di, so brad as id nah London trügg kam, einen feinen Peilstock ut Ebenholt un mit Sülwer beslagen, richtig ajustirt nah Din eigenonstruktshon anfarigen lat, taum Andenken an Abukir un Din eigen Peilung von dat Litorale dor, de mi so tau Paß kamen is, un up den Sülwerbeslag von den submarinen Wegel dor lat id denn ingravüiren: In memory of Abukir. Nelsonius

Laurentio suo'. Dat verldöfst Du mi doch?' — da erklärt er sich zur Annahme bereit. Noch länger an Bord des Admiralschiffs zu bleiben, verweigert er trotz Nelsons Bitten: „Helpt allens nix, Nelson! Dat Geschäft geiht ummer vör dat Vergnügen. Providentielle Motiven sünd dor nu nich mihr. Du magst nu seggen, wat Du willst, id möt nu de Raatje Raatje un min Druwrosinen nah.“ Da stellt ihm Nelson den schnellsten Segler seines Geschwaders zur Verfügung; bei Kap Bizard holt Lorenz richtig die Raatje Raatje ein und fährt mit ihr nach Rotterdam.

Die Geschichte von Peter Lorenz hätte sich unzweifelhaft auch in knapperer Form geben lassen, als es Brindman getan hat, aber in der Art, wie er durch die von ihm gewählte und vorzüglich gehandhabte dialogische Form und durch zahlreiche amüsante Unterbrechungen der Hauptfabel die Sache in die Länge zu ziehen versteht, zeigt er sich als einen Erzähler ersten Ranges. Das Gleiche gilt in vielleicht noch höherem Grade von „Mottche Spinkus un de Pelz“. Der alte Mottche Spinkus, der Schächter der lieben alten Juden in Dämelow, läuft zum Spott der ganzen Gemeinde in einem gräulichen schadhafte alten Kuschermantel umher, den er einst vor Jahren bei einer Versteigerung erstanden hat. Seine Söhne Simon und Heimann haben ihm den Mantel schon wiederholt abkaufen wollen, doch der Alte hat sich geweigert, ihn herzugeben. Als aber Mottche bei der Begehung des Purimfestes bei großer Kälte infolge seiner dürftigen Bekleidung in der Synagoge ohnmächtig wird, erkennen die Söhne, daß es so nicht weitergehen kann und der Alte eines Pelzes bedarf; Heimann, der in Wolle spekuliert, vermisht sich: „Krieg ich Brief und die Wolle staigt, und ich geh schadensfrei aus und noch darüber, werd ich kosen den Pelz, werd ich anstellen den Pelz Vaterleben so billig, daß er muß sein blind, wie Tobias, wann er nicht wird nehmen den Pelz.“ Simon, der mit Österreichern dran sikt, beteuert: „Kann sein, daß Wolle staigt, kann aber auch sein, daß Wolle nicht staigt und daß Österreicher staigen, dann werd Simon Spinkus tun, was Heimann Spinkus nich vermag, dann werd ich kosen den Pelz, was er mich kostet, das kostet er mich! und stell ihm an den Pelz zu Schleuderpreis, zu Rampapreis.“ Nun, die Wolle steigt und die Österreicher steigen und nun wartet immer einer der beiden Brüder auf den anderen mit der Anschaffung des Pelzes. Schließlich kauft Heimann ganz heimlich einen Pelz für 60 Taler und schwindelt dem Vater vor: der Pelz habe 8 Taler gekostet, er wolle ihn für 12 Taler losschlagen. Mottche bietet

10, Heimann will ihn sogar für 8 lassen, wenn er den Rockelor dazu bekommt, aber von dem will sich Mottche nicht trennen, und so bleibt es bei 10 Talern. Sobald aber Heimann fort ist, verkauft Mottche den Pelz für 15 Taler an den Halsabschneider Jacob Knotenheimer, „un as he na Hus güng, do kimpert he in eenhentoos mit de harten Dalers in sin Bülgentasch un huchelt un mickert dortoo vör sit hen: „Fünzig Perzent! Fünzig Perzent! Fünzig Perzent!“ Inzwischen hat auch Simon heimlicherweise einen Pelz für 60 Taler gekauft, und nun wiederholt sich dieselbe Scene zwischen Simon und Mottche, wie vorhin zwischen Heimann und Mottche und auch sie endet im Komptor von Jacob Knotenheimer. Bald darauf feiern die lieben alten Juden in Dämelow das Laubhüttenfest; Heimann wie Simon sind natürlich im Tempel und harren mit Spannung des Augenblicks, wo Vaterleben mit dem neuen Pelz erscheinen wird. Vaterleben erscheint auch, aber in dem alten Rockelor; mit den bewußten Pelzen dagegen treten ein die beiden ärgsten Feinde der Spinküse, Joel Herz und der graue Kommissionsrat Lazarus.

Die kleine Erzählung mit ihrer drolligen Verquickung von Plattdeutsch und Jüdisch ist von packender Wirkung. Daß Reuter denselben dankbaren Stoff im zweiten Bande der „Läuschen un Nimens“ unter dem Titel „En Schmu“ behandelt hat, ist bekannt; auch seine sichtlich hingeworfene Anekdote verfehlt ihren Eindruck nicht, doch steht sie hinter Brinckmans kunstvoll angelegter und fein durchgeführter Erzählung weit zurück.

In den bisher betrachteten Schriften Brinckmans herrscht ein köstlicher Humor — nicht der derbe, handfeste Humor, bei dem man nicht aus dem Lachen herauskommt, sondern jener feine, der sich wie stilles, warmes Sonnenlicht über die Seele des Lesers legt und seine Züge mit einem glückseligen Lächeln verklärt. Aber Brinckman konnte auch ernst sein, und der Ernst steht ihm nicht minder gut zu Gesichte. Sehr ernsthaft gehalten ist „De General-Needer“, die Geschichte eines wackeren Rostocker Schiffers, der durch Schwindler und Wucherer um das Seinige gebracht und arg bedrängt wird, sich aber doch zu behaglichem Wohlstand durchkämpft und schließlich noch mit eigenen Augen ansehen kann, wie diejenigen, die sich an ihm versündigt haben, der Strafe Gottes verfallen — denn der ist der „General-Needer“: „De hett en widen Nikut. De sitt haben in de Mars von de Welt, un de verlett keen ihrlich Rostocker Stadtkind, wenn Holland in Not is.“

Wieder anderer Art ist „Höger up“, eine historische Novelle, wenn man will, oder eine Stammsage, von einem Kinde, das ein Bauer zu Puszkow hinter seinem Zaun gefunden hat; der schöne und aufgeweckte Junge, dessen Wahlspruch ist: „Höger up! All wat nich is, is nich, kann aewerften noch warden; an Kaenen is't gelegen!“ hütet erst das Vieh, wird dann Landsknecht, geht auf den Rat einer alten Zigeunerin nach Güstrow, kommt durch ein glückliches Ungefähr vor den dicken und vom Podagra gequälten Herzog, wird unbewußt die Ursache zu dessen Heilung und gewinnt durch sein stattliches Äußere und seine Schlagfertigkeit die Neigung des Herzogs, der ihn zum Junker von Wosß macht, sein Freiverber um die Hand der schönen Tochter des reichen Rats Herrn Klaenenow wird und ihm das heimgefallene Lehen Groten-Stutendörp verleiht. Das alles ist überaus behaglich und lustig vortragen, die Charaktere sind vortrefflich gezeichnet. „Der Dichter hat mit großer Kunst über die halb sagenhaften, halb geschichtlichen Begebenheiten einen feinen Märchenglanz gebreitet, der dem Ganzen einen besonderen Zauber verleiht. In dieser eigenartigen Tönung liegt die Hauptanziehungskraft und Stärke der Brindmannschen Erzählung.“

Schließlich haben wir noch des „Stipstürkens“ — nach Brindmanns eigener Bezeichnung — „Uns' Herrgott up Reissen“ zu gedenken. Es ist das ein wunderliches Stück: kein einheitliches Werk, sondern eine lose Aufeinanderfolge von kleinen, an sich hübschen kulturgeschichtlichen Skizzen, die nur dadurch, daß sie alle vor dem Auge des reisenden Herrgotts vorüberziehen, zusammengehalten werden. In diese Skizzen aber sind hineingebettet zwei ausgeführte Erzählungen: die eine spaßiger Art von drei Handwerksburschen, die nach Teterow kommen und durch den Bürgermeister gezwungen werden sollen, drei verwitwete Meisterfrauen zu heiraten, sich aber diesem Lose durch List entziehen und beim heimlichen Scheiden aus der Stadt dieser ihr Meisterstück hinterlassen, einen großen blechernen Hecht mit einer Glocke um den Hals; die andere eine Art Dorfgeschichte, von tiefem Ernst und in dem Teile, der auf dem Hofe des letzten mecklenburgischen Lehnschulzen spielt und uns von den nachgeborenen und lieblos behandelten Kindern der Schulzenfrau berichtet, von den „beiden vermüllerten Twäschens mit de Hasenschorten“, sehr beweglich zu lesen.

Wenn schon die erzählenden Schriften Brindmanns uns berechtigen, ihm einen Ehrenplatz unter den niederdeutschen Poeten anzuweisen, so gilt das in noch höherem Grade von seinen lyrischen Gedichten, die

1859 unter dem Titel „Vagel Grip“ erschienen — ein Büchlein, welches Klaus Groth nicht anstand, „eine der absolut besten niederdeutschen Gedichtsammlungen“ zu nennen, von dem er behauptete, „daß es mehr lyrische Schätze enthalte, als fast die gesamte plattdeutsche Literatur“ — und welches es doch bei des Dichters Lebzeiten nicht zu einer zweiten Auflage gebracht hat. Auch in „Vagel Grip“ fehlt es nicht an humoristischen Stücken; einige im Stil der „Läuschen un Rimels“, nur daß sie in Strophenform gefaßt sind und sich durch dies knappere Gefüge von den gemüthlichen Reuter'scher Bummelversen unterscheiden. Von dieser Art ist z. B. „Stutenoltsch“: Schultmore hat ein verklammtes Ferkel in die Wiege beim warmen Ofen gelegt und so gründlich zugebedt, daß nur der Rüssel herausguckt; die darüber zukommende rebhelle Semmel-frau hält das Wesen für den jüngsten Sprößling der Schulzenfamilie und findet natürlich sofort eine auffallende Familienähnlichkeit heraus:

Ne, dat is jo 'n woaren Stat!

Ne, dat harr 't all sein Dag nich dacht —

Ne, wat de Jung na 'n Schulken slacht!

De hett sonn Smut afkrat!

Verwandten Genres sind „Scholmeister Boars“, „Du Bare Knat“, „Don un laten“ und „Förste Knop“. Aber der weit überwiegende Teil der Gedichte ist rein lyrisch. Man hat in ihnen Klaus Groth's Einfluß finden wollen, und es läßt sich nicht leugnen, daß einzelne Lieder Brinckmans an den „Quidborn“ anklingen; auch nach der formalen Seite hin wird Brinckman Anregungen von Groth erhalten haben, wie z. B. der von Brinckman in einigen seiner vollendetsten Gedichte verwandte fünfßüßige Jambus von Groth in die niederdeutsche Dichtung eingeführt worden ist. Aber wenn das auch der Fall ist, so hat sich jedenfalls der Schüler zum vollständig gleichwertigen Genossen des Meisters herausgebildet. An Zartheit und Tiefe der Empfindung wird Brinckman von keinem der niederdeutschen Lyriker übertroffen, von nur wenigen erreicht; dabei versteht er es meisterhaft, seine Sprache dem Denken und Fühlen des plattdeutschen Volkes anzupassen, alles ist bei ihm wahr und schlicht und natürlich, niemals begegnen Worte oder Nebewendungen, die den Eindruck machen, als seien sie eigentlich hochdeutsch empfunden und erst nachträglich in das Niederdeutsche übertragen, nirgends verfällt Brinckman der weichen Rührseligkeit, die ja in Wahrheit dem Geiste des niederdeutschen Volkes so fremd ist und doch in der Dialektdichtung so überreichlich angetroffen wird. Einige

Nieder, wie „Bim-bam-beie“ und „Pöppebeiken“, haben völlig den Charakter der Volkspoesie. Fast durchweg entnimmt Brindman seine Stoffe dem Landleben und hier findet er ebenso sicher den Ton für die frische Lebensfreude der Dorjjungen („In 'n Dit“, „Inne Koppel“), wie für die alte Geschichte vom Sterben und Vergehen — wie ergreifend sind die beiden kleinen Gedichte „Un schüll id ire vun di gan“ und „De voernem Gast“ — und für die Ausmalung der Situationen des ländlichen Liebeslebens: von der ersten Annäherung an („Wenn Mümm's dat nich süt“, „Wat mag id Di girn“, „Hartspann“) bis zur Entwicklung des Verhältnisses („Nu lat mi los“, „Bigoeschen“, „More schelt“, „More schelt all werre“) und seinen gelegentlichen schlimmen Folgen („Marik“), wenn nicht inzwischen der Bruch erfolgt; dem Liebe, in dem das an die Liebe des Durschen nicht mehr glaubende Mädchen ihn bittet, doch gerade heraus zu sagen, daß seine Neigung erloschen ist:

Wat wist du 't noch besteken,
Wat bi nich mir gefüllt?
Wat wist dat Wurt nich spreken?
Dat riten, Hans, lat breken,
Wat doch nich länger höllt! —

diesem Liebe, sage ich, und der Klage der Betroffenen („Er is as mücht se wenen“) dürfte in der plattdeutschen Dichtung und noch darüber hinaus nicht vieles an die Seite zu setzen sein.

Wie zu den Dorfbewohnern mit ihrem Tun und Treiben, so hat der Dichter auch zu der umgebenden Natur ein sehr inniges Verhältnis; seine Landschafts- und Stimmungsbilder, bald launig, bald düster und melancholisch, sind von höchster Kraft und Anschaulichkeit; unvergleichlich ist die Kunst, mit der er in seine Gemälde menschliche Empfindungen hineinzuweben weiß. Gedichte wie „Areboar“, „De oll Cel“, „Rufkas“, „Sneedrewel“, „Möllergesell“, „Däuwere“, „Früjoar“, „De Sünne“ u. a. sind von großer Schönheit, die drei breiter ausgeführten, in epischem Ton gehaltenen „Firabend“, „Regenwere“, „De Kronen“ sind wahre Meisterstücke. —

Wie schon bemerkt, nahmen von Brindmans Schöpfungen lange nur kleine Kreise Notiz. Friß Reuter dagegen hat Schule gemacht; dafür ist bezeichnend, daß unter den neueren niederdeutschen Dichtern mehrere, die nicht Mecklenburger sind, wie der Münsterländer R. van der Boeck, der in Nakel geborene Otto Kufß, der Holsteiner Eduard Jürgensen, der Altmärker Julius Röhr u. a. in der

Mundart Reuters geschrieben haben. Auch sachlich ist Reuters Einfluß von wohlthätigen Folgen gewesen, vornehmlich dadurch, daß er mit sicherem Stilgefühl die plattdeutsche Literatur auf Stoffe des kleinbürgerlichen Lebens, dem ja doch tiefstes seelisches Empfinden keineswegs versagt ist und welches seinem Dichter die ergreifendsten Wirkungen ermöglicht, zu beschränken dringend empfahl. Denn wenn auch Groth mit Recht dagegen Verwahrung eingelegt hat, daß eine superkluge Kritik dem plattdeutschen Dichter vorzuschreiben versuche, was ihm in seiner Muttersprache zu dichten erlaubt und opportun sei, so werden doch selbst die eifrigsten Freunde des Niederdeutschen anerkennen müssen, daß der Kreis des niederdeutsch Darstellbaren verhältnismäßig eng ist. Das mag schon denjenigen zum Bewußtsein gekommen sein, die in der Zeit der Nachblüte der niederdeutschen Literatur, im 16. Jahrhundert, in niederdeutscher Sprache Stoffe zu behandeln unternahmen, die von der eigentlichen Domäne des Niederdeutschen, der einfachen schlichten Erzählung des Geschehenen, ablagen. Kein Leser von Nicolaus Gryses Schriften wird sich dem Eindruck entziehen können, daß dem Verfasser sein geliebtes und von ihm im ganzen virtuos gehandhabtes Niederdeutsch doch nicht in allen Fällen zum Ausdruck seiner Gedanken genügte, daß es ihm nicht alle die sprachlichen Mittel gewährte, deren er namentlich im „Spegel des antichristlichen Pawestdoms“ (1593) zu seiner theologischen Polemik bedurfte; oft genug begegnen wir bei ihm — wie auch, wenngleich in geringerem Maße, schon 60 Jahre früher in dem Büchlein „Van radtflagende“ des humanistisch gebildeten Johann Oldendorp — hochdeutschen Worten, die nur den niederdeutschen Sprachgesetzen gemäß umgebildet, dem niederdeutschen Sprachschatz aber fremd sind. Ob seitdem die Ausdrucksmittel des Niederdeutschen sich erweitert haben, erscheint einigermaßen fraglich. Jedenfalls gibt die Sprache selbst hier die richtigen Fingerzeige. Der plattdeutsche Schriftsteller, der seinen Bedarf nicht aus den eigenen Mitteln des Niederdeutschen decken kann, sondern zu Anleihen bei dem hochdeutschen Wortvorrat greifen muß, befindet sich schwerlich auf dem richtigen Wege. Nicht minder aber dürfte Mißbrauch mit dem Plattdeutschen der treiben, der sich seiner bedient zur Darstellung von Dingen, die den Gedanken- und Vorstellungskreisen des wirklich noch niederdeutsch redenden Teiles der Bevölkerung völlig fremd sind.

An vereinzelt derartigen Verirrungen hat es auch unter den Neuniederdeutschen in Mecklenburg nicht gefehlt. Wir rechnen dahin in

erster Linie die (anonym erschienenen) „Neun plattdeutschen Göttergespräche“ (Koburg 1865) des 1805 zu Mußlin in Lauenburg geborenen Theologen Ludwig Reinhard, des Freundes von Fritz Reuter, der Rektor in Boizenburg war, 1848 abgesetzt wurde, als Hauslehrer in Volz bei Borkow und dann kurze Zeit als Redakteur in Koburg wirkte, schließlich nach Volz zurückkehrte und dort 1877 starb; wem die hellenische Götterwelt vertraut ist, wird übrigens die in tabellosem Plattdeutsch geschriebenen kleinen Gespräche mit Behagen lesen, auch wenn er den (hochdeutschen) radikalen politisch-satirischen Einleitungen keinen Geschmack abgewinnen kann. Eine Verirrung war es auch, „und wird ein Denkmal falscher Beurteilung des Volksbedürfnisses bleiben“, daß A. Loeper (geb. 1839 zu Neubrandenburg, als praktischer Landwirt erst in Rehow bei Malchin, später zu Carlsburg in Pommern tätig) unter dem Titel „Ader, Wischen un Weih“ (Berlin 1886) ein plattdeutsches Lehrbuch der Landwirtschaft veröffentlichte, so frisch und klar auch das Buch geschrieben ist und so viel Interesse es bei literarisch geübten Freunden des Landlebens erwecken mag, und dasselbe gilt von den „Langjöhrl'ch Erfohrung'n äewer Swin“ des Büdnere Joachim Rohde in Redentin (Selbstverlag, o. J.), die Karl Gildemeister in zum Teil ganz spaßige Verse gebracht hat. Als einen Mißgriff wird man es ferner bezeichnen können, daß Paul Warnke (geb. 1866 zu Lübz, lebt als Bildhauer in Charlottenburg) seine Biographie Reuters („Fritz Reuter. Woans hei lewt un schrewen hett“ Leipzig 1899) plattdeutsch schrieb. Und verfehlt, wenn auch vielleicht nicht in der Idee, so doch sicher in der Ausführung war Daniel Zanders (geb. in Stargard, lange Schloßorganist in Neustrelitz, jetzt in Potsdam lebend) episches Gedicht „Kaiser Wilhelm“ (Neustrelitz 1879), welches in Nibelungenstrophen Momente aus dem Leben Wilhelms I. zu schildern unternahm; die dithyrambische Begeisterung dieses Werthens bekommt durch die plattdeutschen Verse etwas Läppisches. Wie viel besser fand doch derselbe Zander den angemessenen Ton in seinem derb humoristischen volkstümlichen Büchlein „De Franzosenkrieg von anno 70 und 71 för Jung un Old vertellt“ (Neustrelitz 1878) — einem erquicklichen Gegenstück zu Julius Josephs (geb. 1821 zu Barthim, gest. 1885 als Kaufmann in Barth) in Form und Inhalt gleich kläglichem Poem „Un' Krieg mit den Franzos' 1870—71“ (Stralsund 1871). Und ebenso glücklich war H. A. (ein in den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts als Prokuraträger eines großen Handelshauses in Hamburg

gestorbener Mecklenburger, der seine Anonymität streng gewahrt hat) in dem poetischen Schriftchen „Bismarck un dat Volk. Wat en ollen Mäkelbörger un Mörgler in Friedrichsruh sehn un seggt hett“ (Hamburg 1892), vom Verfasser als „en lütt Fröhjohrsbiddl un Kapuzinerpredigt“ bezeichnet — Kapuzinerpredigt insoweit, als der Dichter seinem Mißvergnügen über mancherlei Zustände und Ereignisse im Reiche seit Kaiser Wilhelms Tode und Bismarcks Entlassung kräftigen Ausdruck verleiht.

In diesem Grundgedanken der Unzufriedenheit mit dem Bestehenden berührt sich das Gedicht mit einem etwas älteren Erzeugnisse der niederdeutschen Literatur in Mecklenburg, den anonym erschienenen „Plattbütschen Diskursen äwer de Theologie un de Presters, of van staats- un annern gelährten Saken. För sien Landslud upschreiben von 'n ollen Meckelbörger“ (Leipzig 1865). In diesen durchaus gelungenen „Diskursen“ ist der Hauptprediger der reiselige alte Käther Pustkop, der „Abends in'n Schummern“ seinen Nachbar, den Gutbesitzer Peters „up Lichtenhöög“ zu besuchen pflegt und dort seinem Herzen Luft macht — ein Mann, der zwar, wie von ihm gesagt wird, „nich up'n Kopp fallen is“, der aber das Unglück gehabt hat, schrecklich viel gelesen und nichts davon verdaut zu haben und in dessen Hirn es infolge dessen sehr bunt aussieht. Pustkop ist ein guter Mecklenburger, schwärmt für den alten Friedrich Franz und Paul Friedrich, hält große Stücke auf Friedrich Franz II., aber davon abgesehen „blint he dorbi, dat de Welt in't Leg' is“; „de ganze Welt is besapen, all lang besapen“, sagt er selbst; die Beweise dafür sieht er ringsum in all und jedem, schilt daher weidlich über die falsche Erziehung der Kinder, über Juristen und Ärzte, insonderheit über die Theologie und die Geistlichen und hinsichtlich Mecklenburgs auf die Ritterschaft und den Obertkirchenrat, redet über die „zimbolschen Böker“ und die Concordienformel, über Schwurgerichte und Wassertur, zitiert Luther und Jakob Böhme, Leibniz und Justus Liebig, Gellert und Görres — ein halb belustigender, halb bedauernswerter Mensch, dessen einzige Hoffnung ist „dat't noch mal ewig Fred up de Jhr ward, wenn't Niel Gotts kümmt. Dat mag noch wiet weg sien, äwer kamen deicht't doch mal.“

Die letztgenannten Schriften nehmen stofflich eine gewisse Sonderstellung ein gegenüber dem Groß der sonstigen nachreuterischen plattdeutschen Literatur, der lyrischen Gedichte, der Erzählungen in Vers und Prosa und der Romane. Großen Talenten von ausgesprochener

Eigenart begegnet man nur vereinzelt. Manchem von denen, die nun haufenweise auf den literarischen Markt hinausstraten, wäre es unter anderen Umständen vielleicht gar nicht eingefallen, schriftstellerisch tätig zu werden, aber nun machte er sich die Modeströmung zu Nuzze, stürzte sich hinein und plätscherte vergnügt in den „Sturzwellen der dialektisch-poetischen und literarischen Sturmflut“, deren Nahen A. v. Eye schon 1855 kommen sah und von der er meinte: „Vor allem werden schlechte Verse in das Gewand der Mundart gekleidet und ausgeschied, sich darin einen heißen Hals zu erbetteln, der ihnen sonst sicher auf den Leipziger oder Berliner kritischen Schlachtbänken würde abgeschnitten werden.“ Hauptsächlich an das Geldverdienen dachten dabei wohl nur wenige, wie der ehrfame Malermeister Ludwig Hinkelmann in Doberan (geb. 1818, gest. 1870), der 1861 dem Großherzog Friedrich Franz II. einen — ungedruckt gebliebenen — Band „Schnurrige plattbütsche Gedichte un Läschen ut olle Tied“ überreichte und in der „Geheime Wünsch“ betitelten Zueignung es aussprach:

Biellicht mücht mie dat glücken,
Ein lütt plattbütsches Baul to schreiben,
Dat leet ick denn giern brücken;
Denn Plattbütsch lās't jizt Jere giern,
Biellicht könn't doabi proffidiern.

Wenn einzelne dieser Poeten wirklich viel Anklang gefunden haben, so erklärt sich das sicherlich mehr aus der mächtig gewordenen kritiklosen Freude an allem, was Mundart war oder sich als solche gab, als aus dem inneren Wert des Gebotenen. —

Die reine Lyrik ist verhältnismäßig wenig vertreten. Bei der Betrachtung der einzelnen Erscheinungen auf diesem Gebiete können wir ihrer Geringfügigkeit wegen füglich absehen von den zwei Gedichten des Lexikographen Daniel Sanders (geb. 1819 zu Altstrelitz, gest. daselbst 1897), die im ersten Bande der Zeitschrift „Die deutschen Mundarten“ (München 1854) nebst einem Märchen (in Hexametern) desselben Verfassers als Probe des Dialekts von Mecklenburg-Strelitz mitgeteilt sind und in denen mehrfach die bei einem Sprachforscher doppelt bedenklichen unreinen Wortformen unangenehm auffallen. Im Jahre des Erscheinens von Brindmans „Bagel Grip“ gab H. C. F. Krohn, damals Lehrer in Penzlin, jetzt Küster und Organist in Zvenack, „Lütt plattbütsche Gedichte“ (Moskau 1859) Iyrischen und gnomischen Inhalts heraus,

nicht alle gut gereimt, aber wohlthuend durch ihre Schlichtheit und die Tiefe der religiösen Empfindung, einige („An den Märzschne“, „Lütt Blom und lütt Bagel“ u. a.) in frischstem Volkston gehalten.

Wie anders Krohns nächster Nachfolger Wilhelm Heye (geb. 1825 zu Leussow in Strelitz, Bögling des Seminars in Mirow, jetzt als Lehrer a. D. in Wesenberg lebend). In dessen lyrischen Gedichten, wie sie erst verschämt als „Anhängfels“ in der „Punschendörp“ betitelten Gedichtsammlung (Neubrandenburg 1861) auftauchten, dann sehr vermehrt und sehr selbstbewußt als „Rosmarin un Ringelblomen“ sich an „De Mecklenbörger Burhochtid“ (Berlin 1862) anreiheten, ist nichts echt und ursprünglich, alles Nachhall hochdeutscher Dichtung, alles Anklang bis zum Plagiat, Seine und die Weltchmerzlyrik rein äußerlich und geistlos ins Plattdeutsche übertragen und zwar in ein süßlich affektiertes, von Diminutiven wimmelndes und verzerrtes Plattdeutsch. Was in aller Welt hat das ehrliche gesunde, herbe und humorvolle Niederdeutsch zu schaffen mit den verliebten Lotosblumen, den schmachtenden Sternen, den sentimentalen Meerjungfern, den herzranken Schwänen, den weinenden Blumen und anderem ähnlichen Inventar der Heyeschen, meist der Pointe völlig entbehrenden „Lieder“? Wie töricht ist z. B. das Lied von den „Stirnings an den Häven“, die sich feurig und heiß lieben und sich so süß angucken und anlachen

— un starwn
Toletst bör Lew un Weh!

Wie leer und pointelos das andere:

Se sitt an 't aopn Finster
Un stiert in wide Firn;
Bewurren sünd ehr Loden,
Un matt ehr Ogenstirn.

Se sitt an 't aopn Finster
Un stütt't dat Köpping sid;
Up't Dal, dor singt dat Swäölken;
Se went gor bitterlik.

Wie abgeschmackt ein drittes, welches schildert, wie der Dichter in einer Gondel in die See hinausfährt und abwechselnd in das Wasser und in die Höhe stiert — das Stieren ist eine Lieblingsbeschäftigung der Heyeschen Figuren —

Un wuppti! kem ne Juncker
Hervöre ut de Flot
Un säb to mi gor hemlik:
„Min Jung, ik bün di god.“

„Kum her, du büst so trurig —
It will di maoken gesund;
Hir unnen wäl'n wi drömen
In 'n See up lölen Grund!“

Wie kläglich ist die plumpe Nachahmung des Heineschen Liebes von der Lotosblume, in der ein Engel „up brede Flinken“ den am Ostseebrande liegenden Dichter nach dem Morgenlande trägt:

Dor seh' an 'n heiligen Ganges	Dunn hört s' den Kopp to Högten
De Lotosblom ik blän —	Un dreigte rund sit üm
Se künn mit ehre Dgen	Un lachte söt un söter,
In 't Sünnenlicht nich sehn.	Keel nao den Maon herüm.

Doch 's Nowends kem herböre	Se keel noch lang to Högten,
De Maon un ok de Stirn,	De Maon so blid hendaol. —
Dunn hört s' den Kopp to Högten	So, heff en Lewn ik seh'n,
Un glittfert bör de Firn;	So was 't an 'n Ganges maol.

In diesem Stil ist fast die ganze Sammlung gehalten. Stellenweise ist es der bare Unsinn, den Heyse vorträgt:

Woll ostmaols heft du mi bedürt	It tru nich mihr din Kascheli —
Mit söte Würd un fraom Begäuschen;	De fraome Löw smitt stolt sin Mäh'n;
Wleen mit sönne Wipplens Klot	Dat Krokobil went as 'n Kind,
Laot späder ik mi nich mihr däuschen.	Un as 'n Minch lacht de Hyän. —

Diese völlige Entgleisung ist übrigens vereinzelt geblieben, die folgenden plattdeutschen Lyriker haben sich in den sicheren Bahnen des niederdeutschen Stoffgebietes zu halten gewußt, auch die weniger Geschulken, wie Carl Gloede (geb. 1814 zu Ludwigslust, Mundloch Kaiser Wilhelms I. und 1889 in Berlin gestorben), in dessen „Zutemoos“ (Wismar 1869) eine ehrliche Begeisterung namentlich für Mecklenburg und das Plattdeutsche uns entschädigen muß für den bedenklichen Mangel an dichterischem Können, und wie Karl Gildemeister (geb. 1857 zu Vor-Wendorf bei Wismar, seit 1880 Erbpächter, zeitweilig auch Schulze, in seinem Heimatdorfe), der in jugendlichem Alter einen Band „Plattdütsche Gedichte“ (Wismar 1881) hat drucken lassen — eine unreife Arbeit in schlechtem Plattdeutsch. Einige Stücke dieser wie der Gloedeschen Sammlung stehen nicht allzuweit ab von den auf Substription gedruckten „Volkstümlichen Gedichten in platt- und hochdeutscher Sprache“ (1879) des Rostocker Lohgerbers Joh. Chr. Ulich (geb. 1801, gest. 1884), die überhaupt nicht ernsthaft genommen werden können.

Von den besseren Lyrikern sind vor allem zu nennen die aus Rostock stammenden Gebrüder Eggers, Friedrich (geb. 1819, gest. 1872 als vortragender Rat im Kultusministerium in Berlin) und Karl (geb. 1826, gest. 1900 in Warnemünde), in deren „Exensen“ (Breslau 1875) sich tiefste Junigkeit des Gemüths mit gutem Humor und wohl-

tucnder Sicherheit der Form verbindet; man kann Gedichte wie „Man hüt noch nich“, „Bergewes“, „Berennerung“, „Brnthäg“, „Worim“, „De Morgen dant“ und die prächtigen Balladen „De Gast“, „Dat Bleekermeten“, „De Proov“ nicht ohne herzliche Freude lesen. Auch Eduard Hobein (geb. 1817 zu Schwerin als Sohn des gleichfalls dichterisch tätigen Advokaten Theodor Ludwig August Hobein, gest. als Advokat daselbst 1882) ist manch niedliches Lied gelungen, sowohl in seinen „Feldflüchters. Plattdütsch Leeder un Länuschen in Meckelnbörger Mundort“ (Berlin 1875), als auch in dem anonym erschienenen Büchlein „Allerhand. Wat is tom Lachen, wat oof nich“ (Schwerin 1870). Nicht übel sind die „Sommergedichte“, die Joh. Christ. Theodor Losehand (geb. 1822 bei Pampow bei Teterow, gestorben 1890 als Geh. Ministerialrat a. D. zu Schwerin) unter dem Pseudonym Jochen Peiters, Nachwächter, drucken ließ (Teterow 1874). Proben eines schönen, aber nicht zur Entwicklung gebiehenen Talentes gab Gottlieb Reinhardt (geb. 1853 zu Güstrow) in seinen leider nur dünn gesäeten „Harwstblumen“ (Güstrow 1876). Helmuth Schröder (geb. 1842 zu Spornitz, jetzt Lehrer in Völkshagen) weiß in seinen zwei Gedichtsammlungen „As't de Garw givt. Plattdütsche Dichtels vör Lütt un Grot“ (Güstrow 1880) und „Plattdütsche Krän's un Striäz“ (Güstrow 1899), in denen auch die Form zu loben ist, tiefes Gefühl wie launige Schelmerei gleich gut zum Ausdruck zu bringen; seine Lieder „för de Hörn“ sind so gut gelungen wie die „för junge Lüüd“, in den „Heirjung's-Leider“, den „Handwärtsburßen-Leider“, den „Fiken-Leider“ und „Baufink-Leider“ der zweiten Sammlung ist oft der Ton des Volksliedes gut getroffen. Hier ist wirklich echt plattdeutsches Denken und Empfinden in echt plattdeutschen Worten — etwas was sich eigentlich von selbst verstehen sollte und doch so vielfach vermisst wird bei unseren plattdeutschen Dichtern, die nicht beherzigen wollen, daß zum Tanzen mehr gehört als bloß rote Schuhe. Karl Gildemeister zeigt in den Gedichten des zweiten Bändchens seiner „Ketelventers“ (d. h. Schmetterlinge, Hamburg 1900) ein männlicheres Gesicht und gereifere Formen als in seinen „Plattdütschen Gedichten“. In den Sammlungen „Ut plattdütschen Lann'n“ (Lüb; 1895) von Karl Schöning (geb. 1855 zu Spornitz, jetzt Oberpostassistent zu Schwerin), „Knaf'n un Plünn'n“ (Berlin 1901) von Fermann Rehsse (geb. 1878 zu Kl. Bengerstorf bei Boizenburg), „Nahschrapels“ (Berlin 1901), „Ut bei Bilab“ (1902, Selbstverlag), „Regen un Sünne-

schin“ (1902, Selbstverlag) und „In forten Lüg“ (1903, Selbstverlag) von Friedrich Cammin (geb. 1860 zu Gr. Lantow bei Laage, wo er jetzt eine Erbpachtstelle bewirtschaftet und zugleich Schulze und Ortsvorsteher ist), sowie „Zosamsöcht Wor“ (Plan 1903) von Otto Welkien (geb. 1875 in Darze bei Parchim, jetzt in Warnemünde lebend) treten die lyrischen Gedichte, unter denen sich im übrigen manches hübsche Stück befindet, doch hinter den Läschen, poetischen und prosaischen Erzählungen zu sehr zurück, als daß man die Verfasser ohne weiteres den Lyrikern zuzählen könnte. In deren erste Reihe aber gehört Abolf Brandt (Pseudonym Felix Stillfried, geb. 1851 zu Fahrbinde bei Rastow, jetzt Oberlehrer am Gymnasium zu Rostock) mit seinen „In Luft un Leed“ (Wismar 1896) benannten Gedichten. Über Ton und Inhalt seines Büchleins sagt der Dichter, der kurz zuvor unter dem Titel „Biveglang“ (Rostock 1895) auch einen Strauß „Läschen un Rimels“ veröffentlicht hatte, im Vorwort:

Nich ümmer lacht de Heven	Un deb ick lezt Zug singen
In hellen Sünnenschin;	Blot lustigen Gesang,
Of Nebel möt dat gewen,	So lat ick nu of klingen
Of Wulken möten sin.	De Trur, den Trist dormang.

Es geht in der Tat eine überwiegend elegische Stimmung durch das Ganze: die meisten der tief und wahr empfundenen Lieder sind der Erinnerung gewidmet, der Erinnerung an heimgegangene liebe Menschen, an verlorenes Glück, an die entschwundene Jugend. Mit besonderer Liebe schildert uns der Dichter „dat olle Heimathdörp“ und die „Kinnertid“; sein „seivste Weg“ im ganzen Mecklenburg ist nicht etwa durch landschaftliche Schönheit ausgezeichnet:

Zwei Grawens an de Siden,
Middwärts 'ne Wagenspor,
Up't Kuwer olle Widen —
Dat is he ganz un gor,

aber dieser Weg war es, auf dem er einst sonntäglich mit seinem Vater zur Kirche wanderte, er war es, den er später mit seiner jungen Frau ging und auf dem er schließlich seinen Vater zu Grabe geleitete. Alles Behagen an einer modernen städtischen Wohnung verdunkelt ihm doch nicht das hübsch gezeichnete Bild des ärmlichen Rathens, in dem er geboren wurde:

Doch denk ick an den Rathen —
Ick weit nich, wo mi ward!
Wo kannst du mi so faten,
Min Vaders Hus, an't Hart!

Dieser wehmütige Ton durchklingt auch das sehr originelle und sehr schöne Gedicht „Dor buten de Stadt“:

Dor buten de Stadt up de olle Schoffee,
Tau beiden Siden de Pöppelallee,
Dor gah id des Fröhjohrs, en einjamen Mann,
Weil sichelt de Luft de Backen mi an.

Dor buten de Stadt up de olle Schoffee,
Tau beiden Siden de Pöppelallee,
Dor gah id des Sommers in Stow un in Stom,
Bi Bliß un bi Dunner, von Bom to Bom.

Dor buten de Stadt up de olle Schoffee,
Tau beiden Siden de Pöppelallee,
Dor gah id des Winters dörch Is un Schnei,
Min einzigst Gesellschaft sünd Kaw' un Kreih. —

Wat is 't, dat id wanner Dag för Dag,
Ob 't söwen, ob 't wedern, ob 't suen of mag,
Dor buten de Stadt up de olle Schoffee,
Tau beiden Siden de Pöppelallee?

Woll weit id 't! Nich immer jo güng id allein,
Bör Eiden, vör Johren, dum güng' wi tau Twei'n
Dor buten de Stadt up de olle Schoffee,
Tau beiden Siden de Pöppelallee.

Nu is sei verschwunnen, de selige Tid,
Mi äwer is immer, as wir dat noch hüt,
So oft as id gah up de olle Schoffee,
Tau beiden Siden de Pöppelallee.

Daß der Dichter aber auch anderen Stimmungen zugänglich ist, zeigen z. B. das schalkhafte Gedicht „Min irste Leiw“ und die prächtige Idylle „Steinbeck“, in Distichen, deren treffliche Handhabung alle Bedenken gegen die Einführung antiker Metra in die niederdeutsche Dichtung zum Schweigen bringen könnte.

Nicht unwürdig reißt sich an Brandt, vielfach an dessen Weise erinnernd, August Seemann (geb. 1872 zu Gr. Roge, jetzt Lehrer in Berlin) mit seinem Büchlein „Heitblicken. Plattdütische Balladen un Lieder“ (Berlin 1902). Mag er bei seinen Balladen sich hier und da im Stoff vergriffen haben, so ist doch der Balladenton vorzüglich getroffen; unter seinen Liedern sind nicht wenige (z. B. „Kafeln“, „Siindag“, „Sommer“,

„Tau Tanz“) echte Perlen niederdeutscher Lyrik. Durchweg sehr anmutig sind die Gedichte, die Hella Rehberg-Behrns (Pseudonym Hans Gabriel), geb. 1860 zu Schlowe bei Sternberg, in Malchow lebend, in der kleinen Sammlung „Stille Dünken“ (Berlin 1903) veröffentlicht hat. Und schließlich dürfen unter den Lyrikern zwei nicht vergessen werden, und wahrlich nicht die schlechtesten: Otto Heidmüller (geb. 1845 zu Hamburg), Disponent im Hinstorffschen Verlage in Wismar, der nun schon seit Jahr und Tag die Leser des bei Hinstorff erscheinenden sog. „Boss- und Haas-Kalenders“ durch seine reizenden Kinder- und Scherzgedichte erfreut, und Ernst Hamann (geb. 1862 zu Dammerow, Gymnasiallehrer in Schwerin), von dem Willgeroths „Lyrische Blätter“ und das „Mecklenburgische Dichterbuch“ (Berlin 1903) einige in Form und Gedanken gleich treffliche Lieder brachten.

Neben ihren eigenen Dichtungen haben einzelne der Genannten und einige andere sich auch in Übertragungen aus fremden Sprachen sowie aus dem Hochdeutschen und dessen Mundarten versucht. Brinckman hat ein Hebel'sches Gedicht, den „Begleiter“, in plattdeutsches Gewand gekleidet und zwar so geschickt, daß es dem Plattdeutschen völlig auf den Leib geschnitten erscheint. Dieses Resultat konnte natürlich nur erreicht werden auf dem Wege der freien Nachdichtung. Hätte sich Brinckman damit begnügt, lediglich die alemannischen Wortformen Hebel's durch die entsprechenden niederdeutschen zu ersetzen und nur da, wo die Reime seiner Vorlage sich dem Plattdeutschen durchaus nicht fügen wollten, die Satzkonstruktion so weit zu modelln, daß sie einen bequemen Reim bot, so wäre er ebenso gescheitert, wie es Eduard Hobein tat, der in seinen „Blümlings un Blomen ut frömden Gorden“ (Berlin 1861) Gedichte von Wilhelm Müller, Hebel, Franz von Kobell, Anton von Klesheim, Nadler u. a. einfach übertrug, wobei dann in der Regel nur der Reiz des Originals verloren ging, ohne daß das Niederdeutsche die ihm mögliche Wirkung hätte entfalten können. Glücklicher war in dieser Beziehung Friedrich Cammin, dessen „In korten Tüg“ auch einen Abschnitt nicht über „Übertragungen un Nachdichtungen“ hochdeutscher Gedichte von Chamisso, Uhland, Moriz Hartmann u. a. brachte, und besser als die Nachbildungen hochdeutscher Originale gelangen Hobein einige Übertragungen Burns'scher Lieder. Im Jahre 1865 hatte Karl Bartisch, damals Professor in Rostock, eine Verdeutschung der Gedichte von Robert Burns erscheinen lassen. Bei dem Ansehen, dessen er sich im Lande erfreute, ist es nicht aus-

geschlossen, daß durch ihn die interessierten Kreise auf diesen großen schottischen Volksdichter aufmerksam gemacht worden sind. Eingestandenermaßen ist das der Fall bei Karl Friedrich Kerkow (geb. 1828 in Friedland, nach einem abenteuerlichen Leben nun in Stargard wohnend), der sich schalkhaft „Bernidin Prinz, Messenmeierin to Daunenau“ nannte und der „Vieruntwintig schöne Lere von Robert Burns'n, denn'n Schottländer, naoh Coarl Bartsch'n to Mosktock sien hochdütsch Dwersetzung in't Mäkelborgsch Plattdütsch oewerdroagen“ (Leipzig 1869) erscheinen ließ. „It sünd seine Lere, de 'd hier anbeden doh“, sagt Kerkow in der Vorrede, „schön un plesirlich to lesen, wed doarvon goahn oaf to sing'n. 'n bäten hellischen striepig sünd's unnerwiefen“ — und man darf zugestehen, daß er sich einige der „striepigsten“ ausgesucht und anderen durch eine leichte Änderung des Sinnes noch einen stärkeren Anstrich von „Striepigkeit“ verliehen hat, als er den Originalen eigen ist. Unter den nicht „striepigen“ möge hier eines, in der Bartsch'schen Übersetzung „Das Manchline-Mädchen“ betitelt, mitgeteilt werden als Beispiel einer wohl gelungenen Übertragung:

As ierst id kamm in't Strelitz'sch Land,	Kuum öwer harr 'd noah Fräland rin
Min Hart blew narens stäken;	Min Näs 'n bäten stäken,
Up jeden Schritt,	Zhr id 't noch dacht,
Up jeden Tritt	Harr röwert sacht
Harr id 'n anner Mäken.	Min Hart 'n Frälan'sch Mäken.

Schon vor dieser Kerkow'schen Publikation brachte der erste der beiden Bände von Hobeins Jahrbuch „Vom Ostseestrand“ (Schwerin 1866 und 1868), zu denen nur mecklenburgische Schriftsteller Beiträge geliefert haben, mehrere Nachbildungen Burns'scher Gedichte, fünf vom Herausgeber, eine von Karl Lemke, und Karl Eggers hat in den „Trensen“ deren eine ganze Anzahl geliefert. Es ist überraschend, wie willig sich einzelne Lieder des schottischen Bauern, deren Einbürgerung bei der Übertragung ins Hochdeutsche nicht hat gesingen wollen, dem niederdeutschen Idiom fügten, wie verwandt die Klangfarbe ihrer Empfindung der des Plattdeutschen ist. Derselbe Karl Eggers hat einige „Nimels“ venetianischen Tanzliedern, Adolf Brandt eine Reihe von Liedern dem Horaz nachgedichtet. Schon der unbefangene Leser dieser Brandt'schen Gedichte wird an ihnen seine Freude haben; wer seinen Horaz daneben legt und z. B. den Anfang der Ode Integer vitae wiedergegeben findet durch

En frames Hart, en frohen Maud,
En tru un unschuldsbulles Bland,
Dat brukt kein Wapen grot un swer,
Nich Säbel ore Scheitgewehr

und die Schlußstrophe mit der Liebeserklärung an Lailage durch

Un wir id, wo vör Sünnenbrand
Kein Seel nich wohnt in't heite Land —
Wo id ol bün, min säute Gret,
Min Plappermul, di klingt min Leed!

wird doppelt ergötzt sein und dem Nachdichter seine Anerkennung nicht versagen.

Daneben hat Brandt auch Szenen aus Homer: „Hektor und Andromache“ und „Odysseus und Nausikaa“ in fünffüßigen Jamben nachgebildet, und August Dühr (geb. 1841 in Friedland, jetzt Gymnasialprofessor in Nordhausen) hat die ganze Ilias in gereimten Trochäen ins Niederdeutsche übertragen (Kiel 1895) und will die Odyssee nachfolgen lassen. Die Schuld an dieser Sünde wider den Geist der niederdeutschen Dichtung und aller Dialektpoesie trägt, wie Dühr selbst bekennt, Langbehn, der neben vielen anderen fragwürdigen Sätzen seines „Rembrandt als Erzieher“ in dem Abschnitt „Plattdeutsches“ auch den ausgesprochen hat: eine plattdeutsche Übersetzung des Homer werde „den treuherzigen, klaren und kräftigen Naturton des Originals unzweifelhaft gut und vielleicht besser noch als das Hochdeutsche wiedergeben; denn das ältere Deutsche ist dem griechischen Idiom seelisch verwandt“. Dühr accentuiert diesen Satz noch schärfer, indem er dem Hochdeutschen die Gabe, den ursprünglichen epischen, patriarchalischen, herzlich berben Typus auszugestalten, kurzweg abspricht, es für zu modern für den alten Homer erklärt und dem Sage, daß das Plattdeutsche dem großen homerischen Pathos nicht gewachsen sei, diametral den anderen Satz entgegenstellt, daß das Hochdeutsche für diese Art des Pathos ungeeignet sei und daß allein das Niederdeutsche sich für eine der homerischen Empfindung durchaus ähnliche, stimmungsvolle Wiedergabe des antiken Heldenliedes eigne. Dem gegenüber hat die Kritik — und wie wir meinen, mit vollem Recht — hervorgehoben, daß echter Dialekt nur das darzustellen vermag, was innerhalb des Geisteskreises derer, die ihn sprechen, vor sich geht oder gehen kann, und daß die deutsche Dialektpoesie immer da am schönsten ist, wo sie sich das naive Kleinleben des Volkes zum Vorwurf nimmt; daß unmöglich an die Stelle

dieser heimischen Intimität die weltumschlingende Homerbildung, an die Stelle des traulichen Heimatsdorfes der trojanische Kriegsschauplatz treten kann; daß dem Verfasser unzählige Begriffe des homerischen Textes in seiner Mundart fehlen müssen, und daß, wenn Homer ein Grundpfeiler aller antikklassischen und damit auch aller modernen Bildung ist, er eben nur in unserer Bildungssprache verdeutscht werden kann.

Eine ganz kleine Probe einer prosaischen niederdeutschen Homerübersehung hatte schon Reuter gegeben. Wer erinnert sich nicht des achten Kapitels von „Dürchlüchting“, in dem der Konrektor Nepinus mit seinen Schülern die Ilias traktiert und von ihnen, als sie „kamen sünd an de schöne Städ, wo Hektor tau sine leuwe Fru Andromache Adjüs seggt“, die mahnenden Worte der Andromache folgendermaßen übersezt haben will: „Du Düwelskirl! Dörn dinen Maud! Hest du kein Erbarmen mit dinen lütten Zungen un mit mi Unglücksworm, de bald Wittfru von di sin ward? Denn wo lang' ward dat wahren, denn störmn de Achair all up di los un maken di kolt, un wat herw id dorvon anners as idel Weihdag', wenn id ahn di dor sitt?“ Wer bei dieser Stelle sich nicht lediglich in eine vergnügliche Stimmung versetzt fühlt, sondern wirklich in ihr das „große homerische Pathos“ wiederzufinden vermag, dem sei die Dührsche Bearbeitung eindringlich empfohlen, in der die betreffenden Verse so lauten:

O min leewe Unglücksman, verdarwen ward din Mant di bringen!
Ach, dat doch dit Kind sin Vallen mit Gewalt künn in di bringen!
Hew Erbarmen! schriggt min Hart, hew Mitleid doch nu mit din Fru,
Mit dit arme Unglücksweesen, dat din Wittfru bald ward nu,
Wenn nu bald de griechischen Schoren kamen, um di dottojslan!
Süll id di verlieren, wull id leewer unne Trd woll gahn;
Denn keen Trost ward för mi bliewen, wenn de Dodsnacht starr di deekt,
Blot noch Leid —

Mehrere der unter den Dyrifern erwähnten Poeten haben daneben auch das gereimte Länchen kultiviert, wie es schon bei Wilke, Albert Reinhold u. a. austritt, aber erst durch Reuter in Schwang gebracht worden ist. Krohn und Hobein gaben einige Länchen als Anhang ihrer Gedichte, Heyse lieferte ihrer zwei Bände unter dem Titel „Punschendörp. Plattdütsche Länchen, Dichtels un Rimels“ (Neubrandenburg 1861) und „Fröhe Klamiten ut Krijschaon Schulten sin Musikist“ (Berlin 1863), von Glogedes, Wildemeisters, Cammins und Reheses Gedichten besteht ein Teil aus Länchen,

Schöning hat ihrer wenigstens zwei, und Brandt gab heraus „Wieweg'lang. Of en Struß Läuſchen un Rimels“ (Kostock 1895). Außer ihnen bot Wilhelm Schulz (geb. 1842 zu Barlow bei Plau, jetzt Pastor in Lüdershagen) in der zweiten Abteilung seiner „Gedichte“ (2. Aufl. Bremen 1880; die erste Abteilung ist hochdeutsch) ausschließlich Läuſchen, überwiegend Läuſchen sind die Gedichte in Joachim Voß' (geb. 1846 in Herrnburg im Fürstentum Rügen, jetzt Lehrer in Barmen) „Von de Waterkant“ (Bielefeld 1901), wie auch die plattdeutschen unter den „Gedichten“ (Hamburg 1891) von Eduard Gollmann (geb. 1831 zu Neustrelitz, zeitweilig Konditor in Doberan, dann lange in Amerika, jetzt Koch in Hamburg) nur Läuſchen sind. Heinrich Erichson (geb. 1852 in Beelböken, jetzt Musiker in Berlin) hat „Läuſchen“ (Berlin 1891) veröffentlicht, Warncke, der schon erwähnte Biograph Reuters, eine Läuſchenjammlung „Snurrig Lüß“ (Leipzig 1900) betitelt. Bei anderen besteht ihre ganze dichterische Tätigkeit in der Produktion von Läuſchen. Derartige Publikationen sind „Plattdütsche Schnurren“ (Güstrow 1869) von Fritz Neben (als Polizeischreiber in Güstrow 1876 gest.), „Waldmeister, Mäsch un Mejerich ut Meckelborg un de Nawerschaft“ (Berlin 1871) von A. Distel, „Wat ſick dat Volk vertellt“ (Kostock 1876) von Karl Benzmer, (Pseudonym C. G. Wellner, früher Gasthofbesitzer in Ribnitz, jetzt in Schwerin wohnhaft), „Kunterbunt“ (Kostock 1888) von Karl Anders, „Mecklenburger Husmannskost“ (Neustrelitz 1893) von Rudolf Dankwardt (lebt in Teßin), „Krut un Rößen“ (Berlin 1895) von Max Blum (geb. 1864 zu Wokuhl bei Neustrelitz, lebte als Schriftsteller in Berlin, gest. 1902), „För de Fierabendstid“ (Bützow 1896) von R. Jakobß (Lehrer in Pastow bei Broderstorf), „Allerhand Spaß“ (Güstrow 1898) von Hermann Urban (Kaufmann in Kostock), „Schelmstück“ (Berlin 1901) von Otto Metterhausen (Pseudonym Vagel Strauß, Sekretär am Statistischen Amt zu Schwerin), „Allerlei Kloenframp“ (Berlin 1902) von Max Göbe (geb. 1867 in Stargard, jetzt Bureaubeamter der Generalzolldirektion in Hamburg) — Läuſchen und kein Ende; selbst der wackere Schweriner Hofmaler Theodor Schläpffe (geb. zu Schwerin 1812, gest. daselbst 1878), der sonst der Poesie ziemlich kühl gegenüberstand, konnte sich's nicht verſagen, zum ersten Bande von Hobeins „Vom Ostseestrand“ „Zwee Läuſchen“ beizusteuern, und sogar Heinrich Seidel hat es nicht verschmäht, in die Niederungen der Läuſchen hinabzusteigen: die Gesamtausgabe seiner „Gedichte“

(Stuttgart und Berlin 1903) weist ihrer neun auf. Klaus Groth hat nur zu sehr recht behalten, als er vorahnend sagte, daß man sich mit den Reuter'schen „Läuschen un Rimels“ am Anfang eines Weges befinde, der offenbar ein betretener Pfad werden würde. Wenn er mahnend hinzufügte: „Hüten wir uns, daß er nicht durch Sumpf und Moor ausgetreten werde!“ — so hat die Folgezeit den Ungrund dieser Befürchtung dargetan. In Sumpf und Moor ist die Läusehdichtung nicht verkommen, aber immerhin ist ihr Überwuchern — nicht in Mecklenburg allein, aber doch hier hauptsächlich — eine sehr unerfreuliche Erscheinung. Denn zweifellos ist das Läusehen eine sehr untergeordnete Gattung der Poesie, und als erschwerender Umstand kommt bei den meisten dieser Nachtreter Reuters hinzu eine geradezu sträfliche Gleichgültigkeit gegen formale Vollenbung. Man mag, wenn diese Anekdoten aus dem Volksmunde oder aus dem Meidinger in reinem Plattdeutsch gut erzählt sind, wie bei Erichson, Brandt, Metterhausen und einigen anderen, mit ihrem Lesen wohl eine müßige Stunde ganz angenehm ausfüllen; sind sie aber schlecht gereimt und schlecht vorgetragen, wie das namentlich bei Distel der Fall ist, so wirken sie schlechthin abstoßend.

Auch auf dem Felde der an sich auf einer höheren Wertstufe als das Läusehen stehenden poetischen Erzählung haben unsere Dichter trotz einzelner hübscher Anläufe nichts Hervorragendes geleistet. Heise gibt in seiner „Mecklenbörger Burhochtid“ (1862), deren einleitende Fabel höchst dürftig ist, wenigstens ein lebendiges und zum Teil von gutem Humor getragenes Bild der feucht-fröhlichen Hochzeit von „Hannik Röhns und Krischoan Klint“. Hobeins Bülchlein „De Groffsmidt. En Dörpgeschicht in söbenuntwinklig plattbütsch Leber“ (Schwerin 1863) erzählt uns die einfache Herzensgeschichte eines Schmiedegesellen, den die Eifersucht in die Ferne treibt, die Sehnsucht aber schließlich wieder ins Heimatdorf zurück in die Arme des geliebten Mädchens führt; die Überschrift des letzten Liedes verkündet dem Leser, was er von vornherein wußte: „Se kriegen sick!“ Das niederdeutsche Kleid sitzt dem Grobschmied nicht gut, er würde sich in hochdeutschem Gewande vorteilhafter ausnehmen. F. W. Hellig, ein um das Jahr 1870 gestorbener Glasermeister in Ribnitz, beschreibt in „Sing - Sang un Kling. Klange ore de grote Waterfohrt nah't Fischland“, einem zwischen 1862 und 1864 entstandenen Gedicht, nicht ohne Laune, aber ohne jede Kunst einen von einem Ribnitzer Verein veranstalteten Ausflug nach Wustrow. Friedrich Georg Sibeth (geb. 1793, gest. als Domänenrat in

Güstrow 1880), der sich in seinen Schriften, zu denen auch ein kleines, selbst den bescheidensten Ansprüchen nicht genügendes „Wörterbuch der mecklenburgisch-vorpommerschen Mundart“ (Leipzig 1876) gehört, Mi nannte, verfaßte zwei größere gereimte Erzählungen, die er selbst „as en poor richtige Tweschens“ bezeichnet, „denn se sünd beid ut een un den süßwstigen Deeg knäbt worden, gließen sie as en poor Druwappeln un sünd von mi kort achter 'n anner vör Dagslicht treckt, so dat et hier all mit 'ne richtige Tweschengeburt stimmt“. Die erste dieser Dichtungen, „Dumm Hans oder dat Hasenhöden“ (Bützow 1867), ein „mecklenburgisches Volksmärchen“, berichtet „in teigen Singsangs“ von einem Bauernjungen, der sich aufmacht eine Königstochter zu erwerben, seinen Zweck erreicht und schließlich selbst König wird; die zweite, die „Geschicht von den riesen Hamburger Kopmann Peter Stahl“ (Schwerin 1870) handelt „in säbenteigen Verpustungen“ von einem untergeschobenen Sohne des bis dahin kinderlosen Peter Stahl, eines alten ekelhaften Geizhalses, der, nachdem ihm wider Erwarten doch noch eine Tochter geboren wird, sich des Knaben gern entledigen möchte, ihn in allerhand gefährliche, sehr konfus erzählte Abenteuer mit Königen, Riesen, Drachen, verzauberten Prinzessinnen u. dgl. hineinheßt, aber doch nicht hindern kann, daß der Junge alle Fährlichkeiten überwindet, Stahls Schwiegersohn, Millionär und Bürgermeister von Hamburg wird, während Stahl selber auf der Suche nach einem Schatz zu grunde geht. Franz Engel (geb. 1834 zu Köbel, jetzt Bibliothekar an der Landwirtschaftlichen Hochschule in Berlin) lieferte für den zweiten Band von Hobeins „Vom Ostseestrand“ eine wertlose Idylle „Das Hühnerneß“, die Geschichte eines ländlichen Liebespaares, dessen Vereinigung der Vater schließlich zugibt, als der Bursche ein vergeblich gesuchtes Hühnerneß auffindet. Pauline Arndt, damals als Gattin eines Lehrers in Friedland, jetzt in Amerika lebend, veröffentlichte unter dem Titel „Christel“ (Ludwigslust 1869) eine formell mißratene und auch stofflich nicht bedeutende „Dörp- un Leewsgeschicht“, in „Up Hohenmüren oder Anna Werner“ (ebenda 1869) einen schlecht gereimten Gouvernantenroman nach Marlittscher Schablone, und nicht wesentlich besser ist der in Adolf Hinrichsens Zeitschrift „Husmannskost“ (1883) abgedruckte Roman in Versen „Hal äwer“ von Anna Klapp, geb. Osten (geb. 1840 zu Feldberg). Emmanuel Hainreich, dessen wahren Namen wir nicht kennen, begann „Leewswirren. Idyll in säben plattdütsche Gesängen“ (Wismar 1890) erscheinen zu lassen, ist aber über den in

unsagbar holperigen Hexametern geschriebenen ersten Gesang „Das schönste Geburtstagsgeschenk“ (nämlich: am 70. Geburtstag des Müllers Dankwardt überrascht ihn seine Stieftochter Anna durch die Nachricht von ihrer Verlobung mit dem Pungenfahrer Peter) nicht hinausgekommen. Von seiner besten Seite zeigt sich Karl Gildemeister zwar nicht in den im ersten Bande seiner „Ketelbeuters“ (Hamburg 1896) vereinigten Stücken, von denen „De Sang von Eldenborg“ bedenklich an seine erste Periode erinnert, wohl aber in der Dichtung „Jochen Fraul“ (Rostock 1895), deren Titelheld das ererbte Gut durch lieberlichen Lebenswandel und verkehrtes Wirtschaften „verhundast“, schließlich nach tiefem Falle aber durch seinen Bruder ökonomisch und durch ein treuliebendes Mädchen auch moralisch gerettet wird, und in „Fiken Volt“ (Hamburg 1896, 2. Aufl. 1900), der Erzählung von einer vielbegehrten Dorfschönen, die den Nachstellungen schlechter Kerle, wenn auch nur mit knapper Not, entgeht und zum Schluß mit ihrem, fälschlich totgesagten Geliebten vereinigt wird — einer Dichtung übrigens, in der alle möglichen Verbrechen in einer Weise gehäuft sind, wie das in einem mecklenburgischen Dorfe doch wohl kaum vorkommen dürfte. Die Reihe dieser größeren gereimten Erzählungen schließen Cammins „Landmanns-Lust un -Leed“ (in den „Nahschrapsel“) und „De Leiw in Sloß un Rathen“ (in „Ut bei Wilab“), die in einzelnen Teilen wohl gelungen sind, aber im ganzen wenig Eigenart zeigen.

Ihr Bestes haben auch die jüngeren unter den Neuniederdeutschen in Mecklenburg auf dem Gebiete der Prosaerzählung gegeben, von der kleinen Anekdote an bis hinauf zum Roman. Fast durchweg entnahmen sie mit richtigem Gefühl ihre Stoffe dem heimischen Boden, der ja von unerschöpflicher Fruchtbarkeit ist, und haben, der Mahnung Reuters eingedenk, ihre Stärke in der Schilderung kleiner Verhältnisse in Stadt und Land gesucht. Diese liebevolle Vertiefung in die niedere Welt hat gleichwohl unsere Dichter nicht in philisterhafte Beschränktheit oder bäuerisches Wesen versinken lassen, vielmehr stehen die meisten ihrem Stoffe mit voller Freiheit, man möchte bei manchem sagen mit leichter Ironie und mit souveränem Humor gegenüber, ohne daß die Innerlichkeit und das Gemüt dabei zu Schaden gekommen wären.

Auf die kleinen und kleinsten Erzählungen in den bereits erwähnten Publikationen von Schöning, Rehse, Cammin, Boß und Welshen braucht hier eben so wenig eingegangen zu werden wie auf die Beiträge, die Lina Graff aus Grabow für Noheins „Vom Ost-

seestrand" schrieb, die "Regeln un wahren Geschichten", die Johanna Willborn (geb. 1838 in Schwerin, Lehrerin in ihrer Vaterstadt) im "Plattbütschen Husfründ" (Leipzig 1876 ff.) veröffentlichte, auf die hübschen Jugenderinnerungen, betitelt "Dunn' Jungenstüg", die Friedrich Adolf Udermann (geb. 1837 zu Bützow, Verlagsbuchhändler und Kunstverleger in München und dort 1903 gest.) unter dem Pseudonym A. Feldmann im 3. Jahrgange (1887) des "Universum" erscheinen ließ, auf Helmut Schröder's im 17. Jahrgange (1899) der Zeitschrift "De Eelbom" abgedruckte mecklenburgische Dorfgeschichte "Schulden Fisen", auf des Rostocker Volksschullehrers Wilhelm Schmidt's Erzählung "Barbier Zimbahl" (im Jahrgang 1900 des "Niedersachsen"), sein Märchen "De beiden Swestern" und die lustige Geschichte "Dat Original" (beide in "De Eelbom"), auf des kaiserlichen Obersteuermanns in Wilhelmshaven Eduard Hausmann (geb. 1847 in Ribnitz) Erzählungen "Drei Ostermorgen", "Dat heimtücksch Ding" und "Peiter - Untel as Märkenverteller" (alle im "Eelbom"), auf die harmlosen kleinen Erzählungen des Lehrers a. D. Boberk (früher in Blücher bei Boizenburg) in der "Grevesmühlener Zeitung" (Septbr.-Novbr. 1902) und die "Anäp un Fohrten", die der jetzige Pastor in Eidelberg Max Hillmann (geb. 1868 in Rostock) 1896 in der "Ostsee-Zeitung" u. d. T. "Mangkaaft Aten" publizierte (das dort genannte Uhlenhagen ist Neukloster), sowie die vielen netten kleinen Sachen Ludwig Kreuzer's (geb. 1833 zu Dömitz, Lehrer in mehreren Städten Mecklenburgs, gest. 1902 zu Neukalen) im "Woh- un Haas-Kalender". Nur der Erwähnung bedarf es ferner, daß in Heinrich Seibels "Fliegendem Sommer" (Breslau 1873) auch eine kleine plattdeutsche Erzählung von dem Fiedelmusikanten "Hans Peiter Semmelmann" sich findet und daß von Karl Dufayels (geb. 1856 zu Neustrelitz, jetzt Postinspektor in Hamburg) unter dem Titel "Durch Eilboten" (Kassel 1898) veröffentlichten "heiteren Postgeschichten aus alter und neuer Zeit" drei plattdeutsch sind ("De Heirath up Befehl", "Woans dat Herzogthum Mecklenborg to Frenbahnen kamen is", "Min irstes un lestes Uptreden als Schauspeler"); daß Willi Burghof (Pseudonym Filhw Fohgrub, geb. 1847 zu Feldberg, Apothekenbesitzer früher zu Wolgast, jetzt in Greifswald) auf wenigen Seiten mit dem Titel "De Wokjagd tau Holtfast" (Wolgast 1880) einen improvisierten gemüthlichen Kneipabend, bei dem eine richtige Jagdgeschichte, eben die von der Fuchsjagd, erzählt wird, launig schildert,

daß Hermann Urban u. d. T. „Duck-Duck's Geschichten“ (Güstrow 1904) sechs unbedeutende sog. „Humoresken“ in recht schlechtem Plattdeutsch herausgab, und daß Ferdinand Roeske (Pseudonym Fedor Sorée, geb. 1836 zu Ringleben, Gymnasialprofessor a. D. in Wismar) „ein halbes Stieg Vertellers ut Medelsborg“, meist dem Gebiete des Volksaberglaubens angehörig und betitelt „Mutter Dreiern ehr Geschichten“ (Wismar 1894) drucken ließ — letzteres Büchlein dadurch bemerkenswert, daß der aus Mitteldeutschland stammende Verfasser ein Plattdeutsch schreibt, um das seiner Reinheit willen ihn mancher mecklenburgische Schriftsteller beneiden dürfte.

Mehr Anspruch auf Beachtung haben die mehrfachen Sammlungen kleiner prosaischer Erzählungen. Freilich sind sie nicht alle gleichwertig. Die „Mecklenbörger Stadt- un Dörpgeschichten“ (Berlin 1884; 2. Aufl. 1901) der 1854 in Rostock geborenen, jetzt in Eimsbüttel wohnenden Frau Ulla Sarnighausen, geb. Rues, die sich unter dem Pseudonym Ulrich Hagen verbirgt, sind herzlich unbedeutend, und nicht viel mehr wollen die beiden kleinen Erzählungen „Hei kümmt doch“ und „Dei grot Prozeß“ von Max Sander (geb. 1848 zu Treptow a. d. Tollense, seit 1874 Gymnasiallehrer in Waren) besagen, die das erste Bändchen der „Sammlung plattdeutscher Dichtungen“ (Bielefeld 1890) füllen; in den „Wohren Geschichten“ (Ludwigslust und Rostock 1883) und den „Zwei Feinsgeschichten“ (ebenda 1883) von Adolf Hinrichsen (geb. 1859 zu Büskow, nun als Schriftsteller in Pantow bei Berlin lebend), der 1883 in Güstrow die schon erwähnte, nach nur halbjährigem Erscheinen wieder eingegangene plattdeutsche Zeitschrift „Husmannskost“ gründete, ist niederdeutsch nichts als das Kleid und auch dies durch zahllose hochdeutsche Flicken entstellt. Echt plattdeutsch hingegen nach Form und Inhalt sind die Erzählungen aus dem ländlichen Leben, mit stark religiöser Färbung, von Ludwig Wiedow (geb. 1830 zu Kirch-Mulsow, Lehrer in Schwerin, Rabensteinfeld, Döbbersen, nun im Ruhestand in Doberan), der unter dem Decknamen L. Wagts mit Gott „Winachter Abend“ (Stavenhagen 1875), „Söß plattbütsche Geschichten von den ollen Radmaker Martin“ (ebenda 1878), „Dörpgeschichten“ (2 Bände, ebenda 1889) und „Anning un Mariken“ (ebenda 1894) schrieb, Erzählungen von einfachem Bau und doch spannend. Und durch und durch echt sind die „Feldblumen“ (Norden 1889), die der 1838 zu Kafeldbus im Strelitzschen geborene Karl August Müller, Professor am Friedrich Werderschen Gymnasium zu Berlin, gemein-

schaftlich mit Eugen Frieſe veröffentlichte. Dieſe „Feldblaumen“ ſind in der That „luſtige Geſchichten“, wie ſie ſich auf dem Titel nennen, voll ausgelassenen Humors, der etwas von Reuterschem Weſen hat; eine Figur wie den Amtmann Janzig — zu deſſen vielen Jagdabenteuern es u. a. gehört, daß er auszieht, einen Zwölfender zu erlegen, aber einen Schäferhund und einen Superintendenten ſchießt —, eine ſolche Figur zu zeichnen, würde auch dem Dichter der „Stromtid“ nicht zur Unehre gereicht haben.

Von Max Blum, deſſen wir ſchon unter den Läuſchendichtern gedachten und deſſen Schriften ſich großer Beliebtheit erfreuen, ſind hier die drei Sammlungen kleiner profaiſcher Werke „Kettlich Kinner“ (Leipzig 1891; 2. Aufl. 1895), „Späſig Läuſchen“ (Berlin 1892; 4.—5. Tauſend 1897) und „Wat de Wind vertelt“ (Leipzig 1896) zu erwähnen. Blum iſt in der That ein unterhaltender Erzähler; ſeine Sprache iſt gut, der Dialog geſchickt geführt, auch fehlt es ihm nicht an Laune, wohl aber an dem, was erſt den echten Humoristen ausmacht, an Gemüt, und auf den Ruhm eines gewiſſenhaften Zeichners darf er keinen Anſpruch machen, vielmehr hat er eine bedenkliche Neigung, ſeine Perſonen zu karikieren; ein mecklenburgiſcher Geiſtlicher — um nur ein Beiſpiel ſtatt vieler anzuführen — der ſeinen Hund in die Stadt bringen läßt, damit ihm dort das Zungenband gelöſt werde und er ſprechen lerne, iſt eine durchaus unwahre und unmögliche Figur. Dagegen zeigt ſich als ein treuer Schilderer von Land und Leuten, als einen im beſten Sinne volkſtümlichen Schriftſteller, den der Humor gut, der Ernſt noch beſſer kleidet, Heinrich Erichſon in „Hilt un Mütt“ (Berlin 1896); erheben ſich auch ein paar Stücke nicht über das Niveau der Läuſchen, ſo zeugen doch die anderen von einem ungewöhnlichen Können, und die „Grundow“ betitelte ergreifende Erzählung beweist, daß der Verfaſſer beſähigt wäre, ſich auch an größere Stoffe zu wagen. Auf gleicher Höhe ſtehen Adolf Brandts in „Hack un Plack“ (Köſtöck 1901) vereinigte kleine Erzählungen, von denen „Friß Stoppſack“ noch beſonders hervorragend. Heinrich Lange (geb. 1863, Küſter und Organiſt zu Hohenfelde bei Doberan) hat, den Spuren Brinckmans nachgehend, in ſeinem Erſtlingswerk „Kaptän Peiter Potts Abendteuer tau Water un tau Land“ (Leipzig 1899) eine Anzahl von gut vorgetragenen Münchhauſiaden gegeben, in denen bald „Kaſpar Ohm“, bald „Peiter Lorenz“ durchklingt, die aber in ihrer Geſamtheit eintönig ſind und ermüdend wirken. Von den „Zwei Geſchichten“, die er in

einem Büchlein „Dörch Nacht tau'm Licht“ (Leipzig 1901) vereinigt hat, verdient wenigstens die erste „In't Armenhüs“ Anerkennung, wenn auch dem Leser bei der Schilderung des schnapsduftenden Lokals und der menschlichen Verkommtheit darin weh und übel zu Mute wird. Endlich seien Karl Beyers „Swinegelgeschichten“ (Berlin 1901) hier erwähnt, vier Schnurren von Schweinels Geburt und Erziehung, Jugend und Abentuern, Hochzeit und Ehestand; als fünftes und sechstes Stück hat Beyer Wilhelm Schröders „Wettloopen twischen den Swinegel un den Hasen“ und Brindmans „Dat Brüden geiht üm“, beide etwas verkürzt, abdrucken lassen — nicht zu seinem Vorteil, denn mit diesen beiden klassischen Schweinigelgeschichten halten seine eigenen, so nett sie auch erzählt sind, den Vergleich nicht aus.

Was die größeren Erzählungen anlangt, so war der erste, der es auf diesem Felde Neuter gleichzutun versuchte, Carl Werner Reinhold, geb. 1806 zu Wolbegk, gleich seinem Bruder, dem unseligen Verfasser des „Doctamedikus“, ein ruheloher Geselle, der klassische Philologie studiert hatte, dann als Privatlehrer in verschiedenen Städten Mecklenburgs und Preußens lebte, eine große Anzahl von Städtechroniken (z. B. von Friedland, Wolbegk und Rostock) und verschiedene historische Romane verfaßte und 1863 zu Landsberg an der Warthe starb. „As id nüllich“, erzählt er, „dat wunnafschöne Boof von Friß Neuter, dat he ‚Olle Camell'n‘ betitelt hett, läsen harr, sprümg id up, sette mi in Pos'tur un mien Hakennäs', as een oll Fründ, wenn he mie foppen will, mien krumm Schnuht nömt, rechte sich piel in de Högt. ‚Wat?' reep id uht, ‚wat?' sär id to mie sülvst, ‚süll id nich äben so god, as Friß Neuter, een plattdütsch Boof schriew'n un drud'n lahten kähn'n?‘“ Und so setzte er sich hin und schrieb „De Holtrevolutschon to Holteck“ (Wittenberg 1861), eine gar nicht üble Geschichte, die ihren Ausgang nimmt von dem unbedeutenden Holzfrevel eines Wolbegker Bürgers (denn Holteck ist Wolbegk); an diesen schließt sich, durch ein Mißverständnis hervorgerufen, ein kleiner unschuldiger Tumult, den der Stadtrichter und der Bürgermeister, par nobile fratrum, die mit der Bürgerschaft auf dem schlechtesten Fuße stehen, in einem Eilbericht an die Regierung als offene blutige Revolution darstellen, so daß die geängstigte Regierung eiligst eine Kompagnie Soldaten nach Wolbegk schickt; die im Sturmschritt gegen die Stadt vorrückenden Truppen hören Kanonendonner und sehen einen großen Haufen Bewaffneter anrücken, sie machen sich schlachtfertig und es hätte beinahe ein Unglück gegeben, wenn sich

nicht eben zur rechten Zeit herausgestellt hätte, daß die bewaffnete Schar die Woldegker Schützengilde ist, die von den Machinationen des Stadtrichters und des Bürgermeisters nichts ahnt und friedlich zum Königschuß auszieht, an dessen Vergnügungen dann das Militär freudig teilnimmt. Die von der Regierung angeordnete Untersuchung bricht dem Stadtrichter den Hals; das Schicksal des Bürgermeisters — „de Kierl was uht Preußenland to Holsted angeschneigt lahm“ — verspricht der Verfasser an anderer Stelle zu erzählen, hat aber dies Versprechen nicht gehalten.

Der Verfasser der „Holtrevolutionschön“ wollte offensichtlich eine humoristische Erzählung schreiben; das ist ihm, so drollig auch einzelne Situationen sind, nicht gelungen, sein Lachen kommt ihm nicht von Herzen, es hat einen unangenehm scharfen Ton. Bewußten Verzicht auf Humor leistet V. Martens (über den mir biographische Daten nicht zu Gebote stehen) in seinem Büchlein „Bur Hans Festen vertell ut sin Leben“ (Berlin 1865): er gibt uns eine sehr ernste Belehrungsgeschichte, voll beherzigenswerter Winke für Geistliche und Lehrer über die Art mit dem Volke umzugehen, mit ihm plattdeutsch zu reden usw.

Dagegen kommt der Humor voll zur Wirkung in dem letzten Werke Sibeth's, der sich in „De Geschicht von de gollen Weig, vermengelt mit allerhand hüßliche Taufstän'un un Begewnisse“ (Wismar 1874) weit natürlicher bewegt und liebenswürdiger gibt als in seinen gereimten Erzählungen. Auch hier haben wir es wie auch sonst bei Sibeth mit einer Sage oder einem Märchen zu tun, aber dieses Märchen, in Mecklenburg lokalisiert, bildet nicht den eigentlichen Inhalt des Buches, sondern es wird uns nur nebenher, und zwar in kleinen Dosen erzählt, die Hauptsache sind die einfachen Erlebnisse des Erzählers und der Güstrower Familie, in deren Hause erzählt wird. Es geht durch den Bericht von den „hüßlichen Taufstän'un un Begewnissen“ ein Zug frischester Laune; einzelne Partien, wie das jäh unterbrochene Rindertanzfest und die Geschichte von dem vergeblich gesuchten und schließlich im geborgten Schuh des zum Schusterball gegangenen Dienstmädchens wiedergefundenen Gewinnlooses sind von überwältigender Komik.

Wenn Sibeth seine Erzählungen mit der grauesten, sagen- und märchenumwobenen Vorzeit des Landes zu verflechten liebt, so führt uns Wilhelm Adolf Duißow (geb. 1812 zu Wismar, seit 1839 im Schulamt tätig, zuletzt an der Realschule zu Güstrow, wo er 1896 gestorben ist) mit der ersten seiner „Meckelnbörger Geschichten“ in die Zeit des ersten Friedrich Franz. Der Anfang des Büchleins „Als

Wismar wedder mecklenborgsch würd“ (Leipzig 1876) berichtet uns in Kürze von den Verhandlungen, die im Malmöer Vertrage von 1803 ihren Abschluß fanden, der Schluß schildert den Einzug des Herzogs; in der Mitte wird von den Vorbereitungen, die die Bürger von Wismar für den Einzug treffen, in behaglicher Breite, mit guter Laune und trefflicher Charakterisierung der einzelnen handelnden Personen erzählt, nicht ohne daß auch ernstere Töne mit hineinklingen: weshalb Peter Slichting seinen Zopf nicht abschneiden will und warum Schuster Blant sich weigert, sein altes Häuschen auszubauen, wird man nicht ohne Bewegung lesen können.

Die zweite, sehr umfangliche der „Mecklenbörger Geschichten“ handelt von „Hanne Möller un sin Mudder“ (2 Bde., Leipzig 1877/78). Sie berichtet uns von dem einfachen Leben eines braven, weichmütigen Tagelöhnersohnes, der wieder Tagelöhner wird, im 2. Bataillon des Füsilierregiments den 1866er „Vierkrieg“ und, nachdem er inzwischen gefreit hat, den Franzosenkrieg mitmacht und nach dem Frieden wieder in sein Heimatdorf zurückkehrt — eine schlichte Erzählung, in der viel von Mühsal und Not, von Kummer und Elend die Rede ist, in der aber auch das bescheidene Glück nicht fehlt. „Ne grote Kull hett jo Hanne Möller . . . in de Welt nich spelt“, so schließt Quißow, „dorüm is he oewer doch 'n Kierl, vör den ik Respekt heww“ — und den haben wir gewiß nicht bloß vor Hanne Möller, sondern vor dem ganzen Geschlecht der stillen, anspruchslosen Landarbeiter, wie sie das Buch schildert; eine Gestalt nach der andern, Vater, Mutter, Großeltern, so ziehen sie vor unseren Augen vorüber, grundgute, ehrliche, treuflüssige Menschen, dankbar für jedes bißchen Sonnenschein, das vielleicht einmal ihr kümmerliches Leben vergoldet, im übrigen resigniert und klaglos, und wenn Hanne Möller dereinst nach fünfzigjähriger schwerer Arbeit sein müdes Haupt zur Ruhe legt, wird er vielleicht die Seinigen mit denselben Worten trösten, wie es sein Großvater tat: „Grämt Jug doch nich üm mi, ik heww min Arbeit hier up de Eerd to Schick, ik kann mißt werden.“

Es liegt kein Grund vor zu bezweifeln, daß Quißow seine lebenswerten Menschen, denen der äußere Druck den inneren Frieden nicht zu stören vermag, nach dem Leben gezeichnet habe. Aber Hanne Möllers Kreise sind gewiß nicht typisch für die gesamte Landbevölkerung Mecklenburgs. Sicher sind ebenso lebenswahr die Bauern, deren uns einige Carl Friedrich Dahl (Lehrer in der Nähe

von Rostock) in seinen unter dem Pseudonym C. D. Uthagen erschienenen „Holthäger Geschichten“ (Bremen 1880; 2. Aufl. Norden 1889) und in den „Neckelbörger Geschichten ut bei olle gaube Tid“ (Ludwigslust 1882) vorführt: beschränkte Köpfe, die tief im trassigsten Aberglauben stecken; Händelsüchtige, die mit aller Welt in Unfrieden leben; Väter, die aus Habacht ihre Töchter an reiche Schufte verschachern oder in dummem Bauernhochmut das Glück ihrer Söhne vernichten; gewissenlose Weiber, deren Leben in Verleumdung und Intrige aufgeht. Indessen fehlt es auch bei Dahl nicht an freundlichen Gegenbildern, und der Verfasser sorgt zudem dafür, daß die schlechten Elemente nicht dauernden Schaden tun und das Laster noch zur rechten Zeit sich erbricht, wenn es auch auf Kosten der Glaubwürdigkeit geschieht. In die Klasse der starrköpfigen Väter gehört auch der Bauer Evers in Adolf Hinrichsens zum Teil und zwar unter dem Titel „De beiden Bröder“ schon in der Zeitschrift „Husmannskost“ veröffentlichten Roman „De Evers“ (Berlin 1887), ein Mann, der seine beiden mutterlosen Söhne mit einem Fluche hinaustreibt aus dem Vaterhause in die Fremde, aber selbst durch die Schlechtigkeit seiner zweiten Frau zu Grunde gerichtet wird.

Ein „einfältiger“ Bauer, ja ein Ausbund von Dummheit, Tölperei und Furchtsamkeit ist der Held von Wilhelm Schulz' Erzählung „Hamann sin Hochtidkrei“ (Hannover 1883). Die Abenteuer, die Hamann und seiner Familie auf der Reise zu einer Hochzeit im Hause seines Schwagers Suhrfohl in Drümmelsdörp zustoßen, sind drastisch geschildert; doch besitzt der Verfasser nicht die Gestaltungskraft und den sieghaften Humor Kenters, an dessen „Rei' nah Belligen“ der Leser hier und da erinnert wird.

Eine anziehende Erzählung ist „Hans Lütting“ von Luna Klapp, bezeichnet als erstes Stück einer leider nicht fortgesetzten Reihe von plattdeutschen Geschichten „Ut Dörp un Stadt“ (Bremen 1882). Hans Lütting ist der Sohn eines Försters, ein schmucker leichtlebiger Geselle, dem, als er vom Besuche der Forstakademie in das Elternhaus zurückkehrt, die Herzen aller Mädchen zufliegen und der mit seinen Liebeserweisungen nicht kargt, ohne viel nach dem Ende zu fragen; auch kümmert's ihn nicht groß, als er binnen kurzem nach der Residenz in die Forstverwaltung berufen wird, daß Lizabeth, die Tochter des Bauern Kruse, in Tränen und Jammer zurückbleibt; sie freilich lebt der sicheren Hoffnung, Hans werde sie wieder zu Ehren bringen. Auch

in der Residenz wird Hans Lütting bald aller Liebling, der erklärte Günstling des Herzogs, und ist im Begriff sich mit Agnes Wallberg, der Tochter eines hohen Beamten, zu verloben, als er von Hause die Nachricht erhält, daß Elisabeth durch ihn Mutter eines Knaben geworden ist; der Bauer Kruse hat das — in einer Scene von packender Realistik — dem nichts ahnenden alten Förster gemeldet und angefragt, „wenn ihr dat de Hochtid sin süll“. Nach hartem Seelenkampfe erklärt Hans Elisabeth heiraten zu wollen, und verläßt die Residenz mit allen Zeichen der Ungnade des Herzogs, der ihn auf eine Strafstelle versetzt, ihm das verrufenste Revier des Landes, die Försterei auf dem Wildkamp, überträgt. Das Herz voll Ingrimme gehorcht Hans; er will sich in sein Revier begeben, zuvor aber sich mit Elisabeth auseinandersetzen und den Tag der Hochzeit bestimmen. Da aber erklärt Elisabeth — wieder ein prächtiger Auftritt! — daß und warum sie seine Frau nicht werden kann; mit blutender Seele gibt sie ihn frei und reicht ihre Hand einem braven Handwerker, der schon lange ihr stiller Verehrer war und gern ihr Kind mit in den Kauf nimmt. Die Verfasserin erzählt uns dann weiter, wie Elisabeth das Opfer, das sie gebracht, doch nicht lange überlebt, wie aber Hans durch sein ruhiges, tüchtiges Wirken und namentlich dadurch, daß er umsichtig und mannhaft eine verwegene Bande berüchtigter Wildddiebe überwältigt, die Gunst des Herzogs wieder gewinnt und seines Vaters Nachfolger wird, und wie er zum guten Ende auch die Hand der Agnes Wallberg erringt, die er wirklich liebte und die ihn nicht hat vergessen können. —

In eine kleine Stadt, nach Strelitz, führt uns eines Unbekannten, der sich hinter dem Namen Hans Reinhold verbirgt, „einfach Vertellung“ „De Schatzgräver un sien Kind“ (Neubrandenburg 1884). Im Weisbinder Schloßberg soll ein Schatz verborgen liegen; den gedenkt der alte Hagen, ein eifriger Anhänger der Physica occulta, zu heben und zwar in Begleitung des Malers Johannes Kaiser, eines großen Windhundes, der auf die Hand von Hagens Tochter Marie spekuliert und dadurch, daß er scheinbar auf die abergläubischen Ideen des Alten eingeht, Vater und Mutter seinen Plänen geneigt macht, obwohl sie wissen, daß Marie den braven Stadtschreiber Fritz Holm liebt. In der Johannisnacht 1813 soll der Schatz gehoben werden und, wenn das gelungen, Marie mit Kaiser verlobt werden. Hagen und Kaiser sind rechtzeitig auf dem Berge. Hagen hantiert mit der Wunschelrute und spricht die Beschwörungsformel, statt des Schatzes aber erhebt sich

plötzlich aus dem Boden eine weiße, grünlich beleuchtete Gestalt, die Hagen ausschilt und ihm höhrend versichert, daß der Schatz längst gehoben sei. Indessen erkennt Hagen bald, daß der angebliche Geist der verummte Kaiser ist, der mit ihm ein abscheuliches Spiel getrieben hat. Natürlich ist von der Verlobung nun keine Rede mehr, Kaiser verläßt Strelitz, und als einige Zeit darauf Friß Holm, der, dem Rufe des Herzogs folgend, als freiwilliger Jäger in den Krieg gezogen war und mit Auszeichnung gekämpft hatte, zurückkehrt, kann seine Verbindung mit Marie Hagen erfolgen.

Höher als die bisher genannten Erzählungen seit Reuter und Brindman stehen die Romane Adolf Brandtz, der gleich mit seinem Erstlingswerke „De Wilhelmshäger Røstervåd“ (2 Bde., Rostock 1887; 2. umgearbeitete Aufl. Wismar 1892) einen großen und verdienten Erfolg errang. Das bei aller seiner Einfachheit doch fesselnde Buch führt uns drei Generationen einer mecklenburgischen Lehrerfamilie vor. Zunächst den prächtigen alten Gothmann, einen ritterchaftlichen Landschullehrer aus der guten, alten Zeit: „Hei was noch ein von de olle Sort, de't hütigen Dags woll kum noch giwot, hei habd sin Wissenschaft nich von't Seminar, hei habd sei nich ut Bäuker, hei habd kein Heste tausamensmert, as dat nu Mod is, ne, hei habd sin Bildung schöpft ut den unmittelborsten Umgang mit den Herrn Oberkirchenrat sülwen, nich as sin Schåuler, ne, as sin Bedeinter. Un hierut kann Einer annehmen, wat doch en Oberkirchenrat för en gelihrtes Hus sin möt, dat de blote Awfall von Gelihrsamkeit, de Kråumels, de so bitau liggen bliwen, all naug sünd, um ut en Bedeinten en Schaulmeister tau maken.“ Gothmanns Schwiegersohn ist der seminaristisch gebildete wackere Schulmeister Weber, und dessen Sohn Heinrich der eigentliche Held der Geschichte; sein Leben wird uns vorgeführt von den ersten Kinderjahren an, wir sehen ihn von der Dorfschule aufsteigen zum „Luisenstädter“ Gymnasium, begleiten ihn auf die Universitäten Rostock und Leipzig und verlassen ihn schließlich als wohlbestallten Professor der orientalischen Sprachen an einer süddeutschen Universität und als glücklichen Gatten seiner Jugendliebe. Um diese Hauptfiguren gruppiert sich eine fast zu große Fülle anderer Personen, gute und schlechte Menschen, an deren wohlgelungener Zeichnung man nur seine Freude haben kann, wenn sie auch hier und da zu breit sich in die Handlung drängen und das Hauptinteresse beeinträchtigen.

Diese Mängel der Komposition sind völlig überwunden in „Ut

Stoß un Rathen" (Leipzig 1890; 2. umgearbeitete Auflage u. d. T. "Dürten Bland" o. S.). Klarheit der Fabel, Geschlossenheit der Darstellung, scharfe Charakteristik der handelnden Menschen neben einer tabellosen Sprache und einem behaglichen Humor machen die Erzählung zu einem der besten Werke in niederdeutscher Mundart. Keine einzige Figur, die uns nicht in greifbarer Gestalt, in voller Lebenswahrheit entgegenträte, angefangen von der Tochter des Dorfschusters Dürten Bland, die es „an Rankheit un an Slankheit mit jede Stadtbam' upnehmen künn“, und dem „dreidumwelten Riddergautsbesitter“ Baron von Fleßen auf Hogen-Biethen, der, nachdem er ein genealogisches Werk über die Fleßens beendet hat, sich daran macht, auch die Stammbäume seiner gutsuntertänigen Familien zu bearbeiten, bis er die Entdeckung macht, daß sein alter Schäfer mit ihm viel näher verwandt ist, als ihm lieb sein kann und mit einem „si done“ seine weiteren Nachforschungen einstellt, der dann in vorgerückten Jahren ein schlesisches Edelfräulein heiratet und gründlich unter den Pantoffel gerät — von ihnen angefangen bis zur Krügerfrau Mutter Lohsen und der Frau Registrator Seifert in der Helenenstraße zu Schwerin, „die in jedem Vierteljahr mindestens zwei Mädchen aus dem Hause herausärgert und zwar um so schneller, je zufriedener der Herr Registrator ist“ — einer jener Hausdrachen, wie sie Brandt mit Vorliebe und allemal mit Virtuosität schildert.

Sehr gut erzählt ist auch sein dritter Roman „De unverhoffte Arwtschaft“ (Stuttgart u. Leipzig 1898), dessen Inhalt in Kürze der ist, daß die Familie Warnde, die ein gutes Recht auf eine Hinterlassenschaft zu haben vermeint, sie doch nicht bekommt. Wenn dieses Werk schließlich nicht denselben Eindruck hinterläßt wie „Ut Stoß un Rathen“, so dürfte das an der Fabel liegen, die dem Leser nicht die warme Teilnahme abnötigt, die er der Schilderung des Schloß- und Rathenlebens in Mecklenburg entgegenbringt.

Die „unverhoffte Arwtschaft“ spielt in Rostock und zwar in den 70er Jahren. Um einige Jahrzehnte zurück, in dem vormärzlichen Rostock, liegt die Handlung von Max Sanders kleinem Roman „De Burmeister“ (Wiesefeld 1892), dessen Titelheld „oll Burmeister Bernhart von bei Börberstadt Rostock“ zwar stark karikiert erscheint, aber doch eine sehr ergötzliche Figur ist. Wie Bernhart seinem Klienten, dem verliebten jungen Gutbesitzer Brasch, erfolgreiche Ratschläge gibt, die den widerwilligen Vater des Mädchens zum Nachgeben bewegen sollen,

ohne zu merken, daß es sich um seine eigene Tochter handelt; wie er sich durch seine an sich sehr bescheidene Tätigkeit auf dem Landtage eine Mißbilligungsadresse der repräsentierenden Bürgerschaft und einen scharfen Rüssel aus dem Kabinet zuzieht und dadurch bewogen wird, seine aufreibende Tätigkeit, die sich ihr Feld mehr im Ratskeller und in der Bierstube von Mau als anderswo sucht, einzustellen und der undankbaren Stadt den Rücken zu kehren — das hat Sander mit köstlichem Humor darzustellen verstanden. Als einen echten Humoristen erweist sich Sander, der den Feldzug von 1870/71 als Offizier beim pommerischen Grenadierregiment Nr. 2 mitgemacht hat, auch in dem trefflichen, viel Selbsterlebtes enthaltenden Büchlein „Unteroffizier Schult in'n französischen Krieg“ (Vielefeld 1895), nur fühlt sich der Leser schmerzlich berührt, wenn er den wackeren Schult, den er von Herzen lieb gewonnen hat, als kläglichen Pantoffelhelden enden sieht.

In Sanders Elternhause war Fritz Reuter, so lange er in Treptow lebte, ein häufiger Gast und Reuters Einfluß tritt in Sanders Schriften mehrfach zu Tage. An Reuters Neubrandenburger Zeit und an eine ihn betreffende Anekdote knüpft Max Blum's Roman „De Prügelreis“ (Berlin 1892) an. Man sagt, daß der Malchiner Zimmermeister Wenduhn sich durch eines der Reuterschen Länuschen beleidigt fühlte und nach Neubrandenburg fuhr, um den ihm persönlich unbekanntem Dichter durchzuprügeln, daß er im Gasthause einen Herrn kennen lernte, mit ihm sibel kneipte und innige Freundschaft schloß und schließlich dahinter kam, daß der neugewonnene Freund eben Reuter war. An Wenduhns Stelle tritt bei Blum der Inspektor Bruhns vom Flögentrog, der im Verein mit dem Gutsbesitzer Pogg von Zillbörp sich aufmacht, Reutern gehörig zu „schachten“; nach einer Reihe mehr oder weniger komischer Abenteuer machen sie unbewußt Reuters persönliche Bekanntschaft und scheiden als seine wärmsten Verehrer. Gewiß ein dankbarer Stoff! Aber statt schlichter Erzählung finden wir bei Blum nur Dialoge — Dialoge von höchster Lebendigkeit, es ist wahr, die aber den Leser keinen Augenblick zur Ruhe kommen lassen und schließlich nervös machen. Und in welchem Tone bewegen sich diese Dialoge! Fast alle redenden Personen sind ausgemachte Hüpel und Flegel, sie führen unausgesetzt die pöbelhaftesten Reden, auf jeder Seite fallen die derbsten Schimpfwörter hageldicht und auch an Zweideutigkeiten, von denen sich sonst die neu-niederdeutsche Literatur in löblichster Weise frei hält, fehlt es nicht. Mit vollem Recht hat die Kritik gefragt, ob der Verfasser

wohl wirklich seine Landsleute richtig gezeichnet habe, und betont, daß man sich aus Reuters und Brandts Büchern ein anderes, anmutenderes Bild von den Mecklenburgern macht.

Wenn schon in der „Prügelreif“ einzelne Szenen die Grenzen des Glaubwürdigen und Wahrscheinlichen erheblich überschreiten, so ist das in den anderen Romanen Blums in noch höherem Maße der Fall. In „De Puppenpäler“ (Leipzig 1893), wo uns einige Fahrten des vagierenden Puppenspielers Dörnbrak nicht ohne eine gewisse, wenngleich forzierte Situationskomik, aber im ganzen mit geringer Anschaulichkeit vorgeführt werden, wird uns zugemutet, zu glauben, daß der Puppenspieler, nachdem er dem Bürgermeister die Nase abgebissen hat, im Winter in eine zur Jagd versammelte Gesellschaft hineinschneit, sich plötzlich — man begreift nicht recht mit welchen Mitteln — als Eber verkleidet, durch sein Erscheinen die Jäger zur Flucht auf die Bäume nötigt und vor ihren sehenden Augen und ohne daß sie die Maskerade merken, den für sie bereitstehenden Punschtopf ausjäubt; ferner, daß die Krugwirtin den Puppenspieler ohne weiteres für ihren 1812 mit nach Rußland gezogenen und seit zehn Jahren vergeblich zurückerwarteten Mann hält. In „Boßen sin Polterabend“ (Berlin 1897) sucht der Klutenrat Spikermann auf Rosenhagen der Liebchaft seines Sohnes mit einem in seinem Hause aufgewachsenen Mädchen von dunkler Herkunft, das in Wahrheit die uneheliche Tochter von Spikermanns Bruder ist, dadurch ein Ende zu machen, daß er seinen Sohn auf Reisen schickt und inzwischen das Mädchen mit dem Inspektor Boß verlobt; bei dem in aller Form gefeierten Polterabend wird weder der Klutenrat noch einer der Gäste gewahr, daß der Bräutigam gar nicht der Inspektor Boß ist, sondern der heimlich zurückgekehrte junge Spikermann.

Das Tollste aber bietet der dickleibige, häßliche Roman „De dulle Prinz“ (Berlin 1900). Der Vater dieses Prinzen ist eine verunglückte humorlose Nachahmung von Reuters „Dörchlächting“, der Fürstensohn selbst, den der Verfasser geschmacklos genug ist „Prinz Wilhelm von Mecklenburg“ zu nennen, eine Person, die schwerlich jemandem ein Interesse abgewinnen wird; die von ihm mit ermüdender Breite erzählten „schawernackischen Dullheiten“ sind teils kindische Torheiten und alberne Handlungen ohne Salz und Wit, teils schlechte Streiche, die vielen sehr bedenklichen Situationen, in die ihn die Willkür des Verfassers versetzt, größtenteils einfach unmöglich, und wenn Blum zum

Schluß, nachdem er den Prinzen sich hat zu Tode saufen lassen, sagt: „Dewerall hüerte man: ‚De dulle Prinz ist dot‘, oewer of: ‚Wat was 't för 'n leiver, leiver Minsch‘“ — so glaubt ihm das niemand, denn er selber hat seinem Helben keine von den Eigenschaften verliehen, die auch einen tollen Menschen liebenswert erscheinen lassen können.

Einen solchen liebenswürdigen tollen Menschen, allerdings nur am stillen Abend seines bewegten Lebens, zeichnet uns Otto Piper (geb. 1841 zu Röckwitz bei Stabenhagen, jetzt in München lebend) in seinem „In 'n Middelkrug“ (Wismar 1900). Der alte Baron von Below, „Baron Nante“, wie er von seinen Freunden genannt wurde, war auch einmal ein toller Kerl; er hat ein schönes Gut durch flottes Leben verpußt und ist nun von seinen Verwandten in einer kleinen Inspektorenwohnung in Melbörp untergebracht und auf eine sehr bescheidene Rente gesetzt worden; wenn ihn die Langeweile gar zu arg plagt, geht er in den nahen Mittelkrug, um die Rostocker Zeitung zu lesen und eine Flasche Rotpohn zu trinken. Dort trifft er eines Tags den sogenannten „Supperndenten“ Wachenhusen, einen Theologen, der es nicht weiter als bis zum ewigen Hauslehrer brachte, auch mit seinem geplanten Kommentar zum Propheten Habakuk nicht fertig werden konnte und schließlich, um nicht seine Füße immer nur unter anderer Leute Tisch zu stecken, sich mit Erfolg um eine Chauffeeinnehmerstelle in der Nachbarschaft des Mittelkrugs beworben hat. Obwohl die beiden einander so wenig wie möglich ähnlich sind, finden sie sich darin zusammen, daß in Mecklenburg und sonst in der Welt nicht viel geschieht, was nicht nach ihrer Meinung ganz verkehrt ist und was sie nicht selbst, wenn sie etwas dabei zu sagen hätten, viel besser machen würden, und als sie nun gar dahinter kommen, daß sie Jenenser Poätanen sind, da ist ein festes Verhältnis hergestellt, die beiden alten Herren treffen sich von da an ziemlich regelmäßig, aber nur im Mittelkrug: „Doran, dat sei sid of mal tau Hus besäufen können, würd nich dacht. Dei Baron künn jo woll of nich gaud apen vör alle Welt mit 'n Schaffehinnehmer verkehrn.“ Ein wie gutes Herz und einen wie gesunden Verstand Baron Nante hat, beweist er u. a. durch die Art, wie er das bedrohte zarte Verhältnis zwischen dem Melbörper Schreiber und der Tochter des Mittelkrugwirtes wieder einrenkt und zum erwünschten Ende führt. Als dann eines Morgens der Baron tot in seinem Lehnstuhl gefunden und nachgehends mit aller Feierlichkeit auf dem Stammgut seiner Familie beigesetzt wird, da trauert Wachenhusen aufrichtig um ihn;

die letzte Ehre hat er ihm nicht erweisen können, weil er für die Leichenfolge nichts anzuziehen hat und außerdem, da der Zug an seinem Chauffeehaus vorüberging, „sien lang Stang' mit dat mißsingische Schälken un n' Schassezettel för 'ne ‚vierspännig Kutsch' ut sien Klappfinster“ stecken mußte, nachdem aber vom Zuge nichts mehr zu sehen ist, sinnt er über eine Leichenrede nach, die er seinem alten Freunde wohl hätte halten mögen und zu der er sich aus langer Bekanntschaft mit dem Verstorbenen besonders befähigt glaubt, und in dieser Rede würde er gesagt haben: „Er hat auf der Höhe der menschlichen Gesellschaft gestanden und ist dahingegangen gleichsam ein Atmosempfänger. Aber er hat diesen Wechsel getragen wie ein Weiser und ist dabei Eines geblieben: ein Edelmann. Das hat er nicht verlieren können, dem Namen wie dem Charakter nach, sintemal in ihm kein Falsch war und keine Niedrigkeit der Gesinnung.“

Vor dem „Middelkraug“ hatte Piper schon „Ut 'ne lütt Stadt“ (Wismar 1898) veröffentlicht, eine wohlgelungene Schilderung der spießbürgerlichen Verhältnisse und harmlosen Begebenheiten in der kleinen strelitzischen Akerstadt Pillnow, in deren Bild nur der Königschuß die „alldägliche Langwil, de einen dor ut de Straten anhojahnt“, für ein paar Tage verschwinden macht, und für deren altväterisch beschränkte Bewohner die Konzerte des „Arion“ (mit dem Ton auf der ersten Silbe) und die Sitzungen des Bürgerausschusses die einzigen Ereignisse sind. Mit großer Lebenswahrheit und feinem Humor skizziert uns Piper verschiedene Typen der Pillnower Bürgerschaft, insonderheit den steifnackigen überkonservativen Bürgerworthalter Kähler. Dessen Schwiegerjohn möchte der junge „Pötter“ (wie Kähler ihn nennt) oder „Ofenfabrikant“ (wie er selbst genannt zu werden wünscht) Bethke werden; der aber hat das Unglück, ohne es zu wollen, den alten Kähler fortgesetzt in seinen heiligsten Gefühlen zu kränken, ihn aus dem Bürgerausschuß zu verdrängen, ihm die Jagd auf der städtischen Feldmark vor der Nase wegzupachten usw., so daß Kähler ihm heftig großt und die Aussichten Bethkes, obwohl er Mutter und Tochter auf seiner Seite hat, die denkbar schlechtesten sind. Indessen bringen schließlich ein verunglücktes Vogelschießen und eine Feuersbrunst Kähler und Bethke einander näher und die Geschichte zum glücklichen Ausgange.

Karl Gildemeister begann 1901 einen Roman „Dörpschult un Senator“ erscheinen zu lassen. In der ersten Lieferung desselben, die Vorrede enthaltend, erzählte der Verfasser in einer für gewisse Personen

verlegenden Weise, wie es kam, daß er sein Amt als Schulze von Vor-Wendorf niederlegte, zog sich aber dadurch eine Beleidigungsklage zu und das Landgericht Schwerin erkannte auf Vernichtung der noch vorhandenen Exemplare dieser Lieferung. Gildemeister schrieb dann ein zweites und noch ein drittes Vorwort und gab den ersten Band des Romans 1903 (Selbstverlag) heraus. Wegen dieses dritten Vorwortes erhob die Staatsanwaltschaft abermals Anklage, und das scheint dem Verfasser die Vollendung des nicht uninteressanten und spannenden Werkes verleidet zu haben.

Hermann Rehse's Roman „Armsünn“ (Berlin 1902) ist das Werk eines nicht unbedeutenden, aber noch sehr der Ausreifung und Schulung bedürftigen Talentes. Der Oberförster Metelmann in Schildhofst verheiratet seine älteste Tochter Emma an den Revierförster Kurt Breden, obwohl er weiß und alle Welt es sieht, daß Breden die jüngere Tochter Martha liebt. Eines Tages nun ertappt Metelmann seinen Schwiegersohn und Martha auf verbotenen Umgang. Er verflößt seine Tochter; Breden entflieht mit einem gefälschten Paß, den ihm gegen gute Bezahlung der Landreiter Rien verschafft hat, und geht nach Ostafrika, hat aber vor seiner Flucht einen reinigen Brief an seine Frau hinterlassen, in dem er ausspricht, er werde sich das Leben nehmen. Die Leiche wird zwar nicht gefunden, indessen hält sich Emma doch für berechtigt, eine andere Ehe zu schließen. Martha gebiert eine Tochter, die von dem kinderlosen Ehepaar Rose in Schwerin an Kindesstatt angenommen wird; dann zieht sie unter falschem Namen erst mit einer Schauspielertruppe, darauf als Krämerin durch das Land, wird schließlich bei einer Art Überbrett'l, dem „Barden-Abend“ engagiert und heiratet dessen Chef Wurm. Unterdessen hat Breden in Ostafrika als Landwirt sich ein Vermögen erworben: nach siebzehnjähriger Abwesenheit packt ihn das Heimweh, er kehrt nach Mecklenburg zurück, läßt sich in Schwerin nieder, wird zu seinem Unglück bekannt mit der Familie Rose, lernt deren angebliche Tochter, die aber inzwischen erfahren hat, wer ihre Mutter war, kennen und lieben, verlobt sich mit ihr und steht, nachdem das Ehepaar Rose das Zeitliche gefegnet hat, im Begriff, sie zu heiraten. Dazu aber kommt es denn doch nicht. Zwar ist der Hochzeitstag schon bestimmt, der Polterabend wird gefeiert, zu dessen Verschönerung arglose Freunde die „Barden-Familie“ verschrieben haben. Beim Auftreten der Frau Wurm erfolgt die Katastrophe: die Braut, die sich plötzlich ihrer Mutter gegenüber sieht, wird ohnmächtig

fortgetragen; die Künstlerin, als sie die Situation überschaut, bricht tot zusammen; Breden erkennt in der Leiche seine Martha, doch ohne das Weitere zu ahnen; als ihm aber seine wehklagende Braut erklärt, daß sie nicht den Moses ihr Dasein verdanke, sondern das Kind der eben jäh Verstorbenen sei, er also gewahr wird, daß er im Begriffe stand, seine eigene Tochter zum Weibe zu nehmen, da überkommt ihn der Wahnsinn und er stirbt am Morgen seines Hochzeitstages; die unschuldige jüngere Martha endlich, obwohl ihr die volle Wahrheit verborgen bleibt, verfällt einem schweren Nervenleiden und scheidet rettungslos dahin.

Von einer größeren Serie von Romanen, die der wackere Helmuth Schröder unter dem Titel „Ut Melkborger Buerhülfer“ zu schreiben gedenkt, ist als erster Band „Di Krüger Volt“ (Leipzig 1904) erschienen, eine zu den besten ihrer Art gehörige Erzählung. Krüger Volt in Melkow hat im Jahre 1813 einen Engländer, der mit geheimen Depeschen von Wien nach London unterwegs ist und bei ihm nächtigt, ermordet und beraubt und viel englisches Gold bei ihm gefunden. Seitdem wechselt er sich beim Juden Jsaak Löwenthal alles Geld, das er vereinnahmt, in englische Sovereigns um und speichert diese in seinem Zimmer auf. Trotz allen Nachforschungen von Seiten der Angehörigen des Ermordeten und der Behörden bleibt die Tat unentdeckt, nur Volts Tochter Wriken kommt hinter das Geheimnis, schweigt aber. Nach Volts Tode läßt sie sich von Löwenthal sagen, wie viele Goldstücke er im Laufe der Jahre für ihren Vater besorgt hat; natürlich wird die Zahl derselben von den in Volts Nachlaß gefundenen weit übertroffen. Wriken will das ehrlich erworbene Gold mit ihrem Bruder Hinnerk teilen, das geraubte nicht anrühren, Hinnerk aber nimmt auch dies an sich, worauf Wriken das Haus verläßt, um später einen ehrsamem Tischler zu heiraten. Hinnerk spielt nun den großen Herrn und es gelingt ihm, die Schulzentochter Dorette Piffpass, eine vortrefflich gezeichnete Figur, zur Frau zu bekommen; freilich hat Dorette ihm nur gezwungen ihr Jawort gegeben und führt mit Hinnerk, den sie weit übersteht, eine unglückliche Ehe. Hinnerk ist ein schlechter Wirt, wird um all sein Geld betrogen — unrecht Gut gedeiht nun einmal nicht — und verliert darüber den Verstand; erst in seiner Sterbestunde kommt ihm ein lichter Augenblick und eine Veröhnung der beiden Ehegatten: „Dunn küß sei den Mund so heit, den sei ut frien Stücken ehrlew nich küßt harr, dunn strek sei em de infollen Backen, dunn sprök sei de eersten un letzten Leimswürd

em tau, un doraewer sleep hei so glücklich in, as mäud Kind an warme Moberboft.“

Den zur Zeit letzten Roman von einem mecklenburgischen Verfasser verdanken wir dem überaus fruchtbaren Friedrich Gammin. Der Held der Erzählung „Baddersarw“. Ne mecklenbörger Geschicht um dei Müdd von Achteihnhunert rüm“ (1904, Selbstverlag) ist der Gutsbesitzer Weise, der sein ererbtes Gut Bankow verpachtet und nach Kostoß zieht, dort sehr ernste Dinge erlebt und schließlich nach Bankow zurückkehren muß, weil sein Pächter Stange Weises „Baddersarw“ völlig zugrunde gewirtschaftet hat. Wir stehen nicht an, diesen Roman für Gammins bestes Werk zu erklären. Die Komposition ist gut, die Sprache von erquickender Echtheit; daß es dem Verfasser auch an Humor nicht fehlt, zeigt die prächtige Schilderung der „Auftköst“ bei Bur Kohb und ihrer Folgen. —

Von denjenigen neuniederdeutschen Schriften, die, ohne Romane zu sein, doch einen erzählenden Charakter haben, ist in erster Linie zu nennen „Bunte Willer ut min' Rinnerjohren von Euen, de sinen Namen woll för s'ick behollen mücht“ (Neu-Strelitz 1876), ein überaus lebenswürdiges, mit dem Herzen geschriebenes Buch. Der seinen Namen für sich behalten möchte, ist Daniel Zander; mit der ganzen Liebe, die wir für den Heimatort hegen, mit der ganzen Wehmut, die uns beschleicht bei der Erinnerung an unser „Jungensparadies“, schildert er uns seine kleine Vaterstadt Stargard zu der Zeit, da er ein Knabe war, die ehrlichen, in ihrer Beschränktheit stillvergügten Menschen darin und ihr tagtägliches Leben und Treiben — „so ging een Dag na den annern dorhen, un jeder bröcht datfüßlige wedder un doch of ümmer wat Nieg's —, führt uns „Großvatting“ und „Wedder Johann“, den „Papost“ und „Köster Gchl“, den „Nachtwechter, dat lewe Beh un de Höbers“ vor und erzählt uns von der „School un wat dorto gehüert“, von den „Rinnerfreuden na de School“ und den „Rinnerfreuden in'n Frühjohr un Sommer“, von „dat Sommermark“, „dat Baldat un dat Köwerpelen“, „de Sparlingsjagd“, „de Auftköst up'n Van'n“ von „Snee un Is“, vom Winterabend, vom Heiligabend, Weihnachten und „Nijohrs hil'g Abend“ usw. — einfach und schlicht und gemütvoll und alles gestimmt auf denselben Ton, den Nachhall der „Tiden, de lang', lang' vergahn sind, un de doch so schön, so wunnerschön wiren.“

Der intime Reiz des Selbsterlebten, die naive Unmittelbarkeit fehlt natürlich dem Buche „Bör 100 Johr. Willer ut Mekelborg“

(Rostock 1904) von Henriette Stender, die 1836 in Rostock geboren wurde, dort lange eine höhere Mädchenschule leitete und nun das otium cum dignitate genießt. Im Vordergrund der geschichtlichen und novellistisch angehauchten kulturhistorischen Skizzen, die die Verfasserin bietet, steht ihr geliebtes Rostock; bei der Bedeutung, die diese Stadt für Mecklenburg hat, werden die frisch geschriebenen Schilderungen nicht bloß dort ihre Liebhaber finden.

Gleichfalls von vergangenen Zeiten handelt Ernst Miegke (geb. 1849 zu Neustrelitz, gest. 1899 in Berlin) in dem zweibändigen Werke „Mit meinen offenen Fründ Muse sine Huslihrertid“ (Berlin 1887. 1891). Mit Witz und Laune spricht er — denn der arme Teufel „Fründ Muse“ ist Miegke selbst — in Kürze von seinen entbehrungsreichen Studentenjahren in Greifswald und Berlin, breiter, wie es der Titel verlangt, von seinen, zum Teil sehr spaßhaften Erlebnissen als Hauslehrer an verschiedenen Orten, als Leiter einer Privatschule in Schleswig-Holstein und als Hofmeister in einem süddeutschen standesherrlichen Hause, und diese frischen und flotten Berichte würden Miegke einen Platz unter den besten niederdeutschen Erzählern sichern, wenn er sich darauf beschränkt hätte, eben nur zu erzählen. Aber einen mindestens eben so breiten Raum wie die Darstellung nehmen bei Miegke die Reflexionen ein, Reflexionen über politische, soziale, ethische und pädagogische Fragen, die uns zwar Miegke als einen überaus verständigen, gut konservativen Mann zeigen, die wir aber lieber anderswo finden würden als hier und die plattdeutsch zu schreiben den Verfasser sein Stilgefühl hätte hindern sollen. In einem niederdeutschen Buche sind griechische, lateinische, französische, englische und russische Zitate, in denen sich „Fründ Muse“ gefällt, nicht am Platze, es sei denn, daß damit eine komische Wirkung erzielt werden soll; wer eine plattdeutsche Erzählung zur Hand nimmt, verzichtet gern darauf, aus ihr zu erfahren, was Cato, Antisthenes, Darwin, Viktor Hugo, Ed. v. Hartmann u. a. gesagt, was Hannibal, Kineas, Titus, König Enzo u. a. getan haben, wie es in der Schlacht bei Pydna zugeht und welches Gewerbe Phänarete, „den verständigsten Sokrates sin Mudder“, betrieb. Diese Abschnitte von Miegkes Buch sind übrigens sehr lehrreich für die Frage nach den Grenzen des niederdeutschen Darstellbaren. So kernig und echt die Sprache des Verfassers in den erzählenden Teilen seines Werkes ist, so unbeholfen und gequält und unecht ist sein Plattdeutsch, wo er die gegenwärtige „wirtschaftlich Revolution“ behandelt oder den Wert der „prophylaktische

Method“ erörtert, eine Landeskunde von Schleswig-Holstein gibt und dergl. So ist Niepkes Buch ein redender Beweis dafür, daß, was hochdeutsches Denken und Empfinden gezeugt hat, niemals wahres Plattdeutsch wird; andererseits wird auch Eggers recht haben, wenn er sagt: „Wat sik in'n Duffen plattdütsch rögt, kan hochdütsch nich to Welt kamen.“

Ein eigentümliches Werk ist Fr. Ad. Ackermanns „Bogel-deputatschon hi Bismarck“ (München 1896), unter dem Pseudonym A. Mannsfeld erschienen. Das Büchlein, ein „Sassenwald-Jdill“, beginnt mit der Schilderung eines Spazierganges, den Bismarck in der Frühe durch den Sachsenwald macht und bei dem er mit den ihm begegnenden Vögeln allerlei Zwieprache hält, handelt dann von der Huldigungsfahrt der Vögel nach Friedrichruh zum 80. Geburtstage des ersten Reichskanzlers, bei welcher Gelegenheit „Bürmeister Stiglitzsch“ eine Rede zu gunsten eines Vogelstutzgesetzes hält und schließt mit dem kurzen Liebesroman Marjannings, der Tochter des Bahnwärters Went in Friedrichruh. Anklänge an Reuters „Hanne Nüte“ sind nicht zu verkennen, aber es sind eben nur Anklänge, im allgemeinen geht Ackermann selbständig seines Weges. Die in der Kneipe, welche die Saatkrähe unweit der Landstraße nach Wandersbeck hält, sich abspielenden Szenen, der humoristisch-satirisch behandelte „Bogel-Mitsdag“, in dem über die Huldigung beraten wird, die Huldigung selbst, die Diebschaften der eben erst Witwe gewordenen Primadonna Adelaide Lucinia Filomele Nachtigal, die zu einem Duell zwischen Milan Baron Bogel von Bälrow und dem Studiosus Bruno von Eddelfink führen, der „Kaffeesnat“ bei der „Fru Kummerchenrat Irdbizsch“ in Drenhusen sind sehr niedlich; die Charakterisierung der verschiedenen redend und handelnd auftretenden Vögel verrät einen feinen Kenner der Vogelwelt. —

Wenig Pflege hat in Mecklenburg das Drama gefunden. Von den ziemlich zahlreichen Dramatisierungen Reuterscher Romane rührt nur eine von einem Mecklenburger her, es ist dies „Karl Hawermann. Ein dramatisches Lebensbild“ (Hannover 1887) von A. Moeller (geb. 1820 in Schwerin, gest. als Wäschereibesitzer in Hannover), nur in einzelnen Szenen plattdeutsch. Ludwig Kreuzer veröffentlichte drei kleine „Plattdeutsche Schwänke“ (Wismar 1886) „zur Aufführung bei Volterabendfesten, in Liebhabertheatern, sowie in Kriegervereinen“ und einige meist monodramatische „Plattdütsche Pulterabendknäp“ (Parchim 1899). Auguste Zinck, geb. Naddag (geb. 1821 zu Rostock, gest. 1895 zu Friedenau), schrieb zwei kleine harmlose Einakter „Jede Pott findt sien'n Deckel“

und „De Schoolinspektion“ (Leipzig 1886). Friedrich Cammins im Selbstverlage erschienenen Volksstücke mit Gesang „Min Herzog röppt“ (1902), „Jhrlich Lüü“ (1903) und „Soldatenpad“ (1904) erheben sich nicht über das Niveau der Liebhaberbühnen. Richard Wossiblo (geb. 1859 zu Friedrichshof bei Tessin, Gymnasiallehrer in Waren), der verdienstvolle Sammler der mecklenburgischen Volksüberlieferungen, hat in seinem „Winterabend in einem mecklenburgischen Bauernhause“ (Wismar 1901) einige durchaus echte Erzählungen, Sprüche, Rätsel und Tänze zu einem anmutigen scenischen Bilde verbunden, dem aber zu voller Wirkung die Unterlage einer wirklichen poetischen Fabel, eine dramatische Entwicklung fehlt. Ein wirkliches Drama dagegen, ein treffliches bühnenfähiges Volksstück, hat uns Karl Beyer in seinem in der Zeit des siebenjährigen Krieges spielenden, mit einer altmecklenburgischen Hochzeitsfeier, dem Ruchklas und anderen hübschen Dingen reich ausgestaffierten Schauspiel „Ut de Preußentid“ (Schwerin 1904) geschenkt. —

Wir sind am Ende. Es ist kein unerfreuliches Bild, welches die neuniederdeutsche Literatur Mecklenburgs bietet. Die führende Stellung freilich, die es auf diesem Gebiete durch Fritz Reuter errang, hat Mecklenburg nicht behauptet, ohne daß man indessen sagen könnte, dieselbe sei an eine andere niederdeutsche Provinz übergegangen. Aber neben vielem Mittelgut oder geradezu Wertlosem haben die Mecklenburger — und unter ihnen in unverhältnismäßig großer Anzahl die Strelitzer — auch in der neueren Zeit nicht wenig geschaffen, was zu dem besten Besiz des niederdeutschen Schrifttums gehört. Die literarische Betriebsamkeit der Niederdeutschen ist auch in Mecklenburg anscheinend noch im Wachsen, fast jeder Band des „Johrbot“ und der „Chrischen Blätter“, jeder Jahrgang von „Niederachsen“, fast jeder mecklenburgische Kalender und jede Nummer des „Eckboom“ bringt uns Beiträge in mecklenburgischer Mundart, immer neue Dichternamen; namhafte Schriftsteller, denen man bislang nur auf dem hochdeutschen Büchermarkt begegnete, wie Max Dreyer (geb. 1862 in Rostock, jetzt als Schriftsteller in Berlin lebend) und Charlotte Regenstein (Pseudonym Alexander Römer, geb. 1835 in Schwerin, gest. 1904 in Hannover), machten gelegentlich dem Niederdeutschen ihre Reverenz und ließen sich im „Mecklenburgischen Dichterbuch“ (Berlin 1903) mit plattdeutschen Beiträgen vertreten. Aber das alles vermag doch die Tatsache nicht zu verschleiern, daß die Tage des Plattdeutschen in Deutschland gezählt sind. Von Generation zu Generation erzwingt

sich das Hochdeutsche die augenfälligsten Gebietsabtretungen; die Schule, die Tagespresse, der Militärdienst üben langsam aber sicher ihre zerstörende Wirksamkeit; „dat oll verdamnte Hochdütschreden“ gewinnt immer mehr an Boden. Die Freunde des Niederdeutschen mögen das beklagen, aber an seine Wiederbelebung als Schriftsprache, wie sie Klaus Groth erträumte, wagt kein Einsichtiger mehr zu glauben. Friß Reuter schrieb schon 1862 an Dörr in Elbing über die plattdeutsche Sprache: „Sie wird begraben werden; auch hier bei uns geht sie ihrem letzten Stündlein entgegen.“ 1870 klagte Eduard Hobein in einem der zahllosen Gedichte, in denen die niederdeutschen Poeten ihre „plattbütsche Mudderspraf“ verherrlichen zu müssen geglaubt haben:

As ick di segg: ein jedes Ding hett sine Tiet,
So is dat leider ool mit't plattbütsch Reden;
Allwiel befind't et sück mit'n Hochbütsch noch in Striet,
Doch hett dat Hoch all siegt up veele Steden.
Man kann woll seihn, de Tiet kümmt immer nege ran,
Worin dat letzte plattbütsch Wurt ward heidi gahn.

Adolf Hinrichsen, freilich kaum ein klassischer Zeuge, da er nie wahrhaft niederdeutsch gedacht hatte, legte nach kurzer Zeit die Leitung seiner Zeitschrift „Husmannskost“ nieder mit dem entmutigenden Gefühl, einer verlorenen Sache gedient zu haben. Und Ernst Hamann singt wehmütig:

Min Mudderspraf, so rief en vor,
Bald liggst du up de swarte Bohr,
Wi möten di begraben;
Denn all'näs, wat schön is, möt vergahn,
Du wardst nich wedder uperstahn,
För di gift't, ach, kein Baven!

„Aber wenn's denn sein soll“, sagt Reuter, „so soll sie“ — die plattdeutsche Sprache — „mit vollem Gesang und unter Glockenklang zur Gruft bestattet werden, und die nachfolgenden Geschlechter mögen dereinst an ihrem Grabhügel beten.“

Register.

- Adermann, Friedrich Adolf 52.
70.
Anders, Karl 48.
Arndt, Pauline 50.
Babst, Diederich Georg 7 f.
Bartich, Karl 44.
Beyer, Karl 55. 71.
Blum, Max 48. 54 f. 62 f.
Boberg 52.
Brandt, Adolf 42 f. 45. 48. 54.
60 f.
Brindman, John 22 ff. 44.
Burghof, Wylly 52.
Burmeister, Joachim 3. 4.
Cammin, Friedrich 42. 44. 47.
51. 68. 71.
Chyträus, Nathan 4.
Dahl, Carl Friedrich 57.
Dankwardt, Rudolf 48.
Distel, A. 48.
Draeger, Anton August 10.
Dreyer, Max 71.
Dufayel, Karl 52.
Dühr, August 46.
Dunder, Nicolaus 3.
Eggers, Friedrich 40.
Eggers, Karl 40. 45.
Engel, Franz 50.
Erichson, Heinrich 48. 54.
Feldmann, A. (Pseudonym) 52.
Flörke, Johann Ernst 9.
Fohgrub, Jlyw (Pseudonym) 52.
Friderici, Daniel 4.
Frieße, Eugen 54.
Gabriel, Hans (Pseudonym) 44.
Giesebrecht, Ludwig 9.
Gildemeister, Karl 36. 40. 41.
47. 51. 65.
Gloede, Carl 40. 47.
Gollmann, Eduard 48.
Göße, Max 48.
Graff, Lina 51.
Gryse, Nicolaus 3. 35.
Hagen, Ulrich (Pseudonym) 53.
Hainreich, Emanuel (Pseudonym?) 50.
Hamann, Ernst 44. 72.
Hausmann, Eduard 52.
Heidmüller, Otto 44.
Helig, F. W. 49.
Herzberg, Antonius 3.
Heyse, Wilhelm 39. 47. 49.
Hillmann, Max 52.
Hinrichsen, Adolf 53. 58. 72.
Hingelmann, Ludwig 38.
Hobein, Eduard 41. 44. 47. 49.
72.
Hochzeitsgedicht aus Hagenow 5.
Huber, Victor Aimé 9.
Jakobs, R. 48.
Josephy, Julius 36.
K. A. 36.
Kerkow, Carl Friedrich 45.
Klänsoth, S. 15.
Klapp, Anna 50. 58.
Kreuzer, Ludwig 52. 70.
Krohn, A. C. F. 38. 47.
Lange, Heinrich 54.

Lauremberg, Johann 4.
Lemcke, Karl 45.
Lessen, Friedrich August 9.
Loeper, A. 36.
Losehand, Johann Christ. Theodor 41.
Mannsfeld, A. (Pseudonym) 70.
Martens, L. 56.
Metterhausen, Otto 48.
Mi (Pseudonym) 50.
Mießke, Ernst 69.
Moeller, A. 70.
Müller, Karl August 53.
Neben, Friß 48.
Oldendorp, Johann 35.
Oemeke, Franz 4.
Peiters, Jochen (Pseudonym) 41.
Piper, Otto 64 ff.
Plattbütsche Diskurse 37.
Plüskow, Hans Albrecht von 6.
Prinz, Berndin (Pseudonym) 45.
Quigow, Wilhelm Adolf 56 f.
Raabe, Wilhelm 14.
Raupach, Bernhard 5.
Regenstein, Charlotte 71.
Rehberg-Behrns, Hella 44.
Rehse, Hermann 41. 47. 66.
Reinhard, Ludwig 36.
Reinhardt, Gottlieb 41.
Reinhold, Albert 10. 47.
Reinhold, Hans (Pseudonym) 59.
Reinhold, Carl Werner 55.
Reuter, Friß 11 ff. 47. 72.
Rohde, Joachim 36.
Römer, Alexander (Pseudonym) 71.
Roese, Ferdinand 53.

Sander, Max 53. 61.
Sanders, Daniel 38.
Sarnighausen, Ulla 53.
Schlöpke, Theodor 48.
Schlu, Jochim 4.
Schmidt, Wilhelm 52.
Schöning, Karl 41. 48.
Schröder, Helmuth 41. 52. 67.
Schulz, Wilhelm 48. 58.
Seemann, August 43.
Seidel, Heinrich 48. 52.
Sibeth, Friedrich Georg 49 f. 56.
Soreé, Fedor (Pseudonym) 53.
Stender, Henriette 69.
Stillfried, Fests (Pseudonym) 42.
Uhlich, Johann Chr. 40.
Urban, Hermann 48. 53.
Uthagen, C. D. (Pseudonym) 58.
Vagel Strauß (Pseudonym) 48.
Benzmer, Karl 48.
Voss, Joachim 48.
Voss, Johann Heinrich 6.
Wagtsmitgott, L. (Pseudonym) 53.
Wardke, Paul 36. 48.
Wellner, C. G. (Pseudonym) 48.
Welshien, Otto 42.
Wichmann, Johann 5.
Wiedow, Ludwig 53.
Wienbarg, Ludwig 9.
Wilke, A. 8. 47.
Willborn, Johanna 52.
Wossidlo, Richard 71.
Zander, Daniel 36. 68.
Zindt, Auguste 70.

